

**Deutscher
Reporterpreis
2014**

**Die 6 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bester freier Reporter“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Bleuel, Nataly, Herzenssache (0060)	03
2) Wanzeck, Markus, Briefe einer Fremden (0115)	14
3) Scheidt, Paula, Der Zapfenstreit (0320)	26
4) Obert, Michael, Boko Haram (0618)	41
5) Relotius, Claas, Heim in die Hölle (0689)	58
6) Schulz, Roland, Die Polizei, dein Freund und Vater (0944)	67

Herzessache

Ein Kind hat einen schweren Unfall. Mit einem Schlag stehen die Eltern vor der Frage: Sollen sie die Organe ihrer Tochter spenden?

Von Nataly Bleuel, ZEIT-Magazin, 15.5.2014

Am 17. Januar 2013 verlässt Franziska Ilzhöfer ihr Elternhaus, sie will zur Schule, es ist 7.30 Uhr und noch dunkel in Berlin-Lichtenrade. Einige Minuten später liegt die 14-Jährige mit schweren Kopfverletzungen am Straßenrand. Ein Auto hat sie erfasst. Der Notarzt kommt. Einen Tag später ist sie tot. Oder zwei? So eindeutig ist das nicht zu sagen. Es gibt für den Zeitpunkt des Todes eine medizinische Definition. Doch das Gefühl sagt mitunter etwas anderes.

Dorit Ilzhöfer, die Mutter, will gerade in ihre Kinderarztpraxis am Rande Berlins fahren, als der Polizist klingelt. Sie lacht ihn an auf ihre fröhliche schwäbische Art und denkt: Unsere Tochter, die Leistungsturnerin, Einserschülerin, dieses wunderbar soziale Mädchen soll was ausgefressen haben? Da liegt Franziska schon im Krankenhaus Neukölln und wird operiert.

»Am 18. Januar um 21.15 Uhr bekamen wir die Diagnose Hirntod«, sagt Dorit Ilzhöfer einige Monate später im Wohnzimmer ihres Hauses, »für mich ist sie aber erst am 20. Januar um 0.30 Uhr gestorben.« Da hört Franziskas Herz auf zu schlagen und ist acht Minuten später auf dem Weg zu einem anderen Menschen.

In dieser Geschichte wiegt jede Minute schwer und jedes Wort. Schon das Wort Geschichte wirkt unpassend. Immerhin geht es um den Tod eines Kindes. Und es geht um die Fragen: Wann ist der Mensch tot? Und wie kann Abschied gelingen?

Fragen, die sich stellen, seitdem es Maschinen gibt, die ein – man muss hier dieses hässliche Wort verwenden – Zeitfenster öffnen können: zwischen dem Gehirn

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und dem Herzen. Ein Zeitfenster, in dem das Hirn schon tot ist, aber das Herz noch am Leben gehalten wird: ein Zeitfenster, in dem man Organe entnehmen kann.

Um kurz vor neun, anderthalb Stunden nach dem Unfall, treffen die Eltern Dorit und Roland Ilzhöfer im Krankenhaus Neukölln ein. Ihre Tochter wird noch immer operiert. Um 11.20 Uhr öffnet sich die große weiße Tür des Operationssaales, der Neurochirurg Andreas Jödicke kommt heraus und sagt: »Wir haben gekämpft – aber diese Kopfverletzungen kann man nicht überleben.« Dorit Ilzhöfer blickt den Mann an und kann es nicht begreifen. Als Ärztin weiß sie doch, wozu die Medizin heute fähig ist. Sie denkt: Franzi hat das Herz einer Sportlerin, sie ist eine Kämpferin – mein Kind wird doch nicht sterben!

Am Abend des Unfalltages sind die Eltern auf der Intensivstation am Bett ihrer Tochter, sie hängt an Schläuchen und Maschinen, sie ist warm, sie scheint zu atmen. Doch Franziskas Gehirn hat »irreversible Schäden«. Das heißt, sagt Katrin Raff, Intensivmedizinerin der Station und Transplantationsbeauftragte des Krankenhauses Neukölln: »Mit hundertprozentiger Sicherheit wird keine Besserung eintreten.«

Nun muss der Hirntod diagnostiziert werden, und es kommt eine Frage auf die Ilzhöfers zu: Würden sie die Organe ihrer Tochter spenden? Die Eltern signalisieren: Ja.

Die Hirntoddiagnostik läuft an. Es ist ein Verfahren, das von zwei Ärzten unabhängig und mit zeitlichem Abstand wiederholt werden muss. Ein Hirntoddiagnostiker der Berliner Charité wird dazu gerufen, er hat nichts mit der etwaigen Transplantation zu tun. Beide Ärzte testen die Reflexe, die Atmung und die elektrische Aktivität des Gehirns. Das kann 12 bis 72 Stunden dauern.

Am nächsten Tag, dem 18. Januar, um 14.15 Uhr ruft die Transplantationsbeauftragte der Klinik im Berliner Büro der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) an. Dort hat Gunnar Urban Bereitschaft, er ist Internist und als Koordinator für die korrekte Übermittlung der Spenderorgane verantwortlich. Ein ernsthafter Mann mit grauen Haaren, der im nun möglichen Einsatz sehr viel Druck aushalten muss. Er erfährt von der »infausten Prognose« eines 14-jährigen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mädchens im Krankenhaus Neukölln. Infaust ist Latein und bedeutet hier: aussichtslos.

Urban erfährt, dass die Eltern im Ernstfall spenden würden, und benachrichtigt seine Kollegin Petra Saenger. Sie ist zum Zeitpunkt von Franziskas Tod die einzige Angehörigenbetreuerin der DSO in Deutschland und für die Region Nord-Ost zuständig: Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern. Saenger ist Intensivschwester und Katastrophenhelferin, sie begleitet die Angehörigen wie eine Therapeutin, erklärt ihnen die nächsten Schritte, ist für Fragen da und für Zweifel. Sie spricht auch über den Abschied und die Bestattung. Und sie will verhindern, dass die Angehörigen ihre Entscheidung später bereuen, denn sie weiß: »Manche stehen noch Jahre später am Grab und denken: Darin liegt eine ausgeweidete Hülle, die ich im Stich gelassen habe.« Saenger will die Angehörigen nicht alleinlassen, in einer Situation, die in einer Broschüre der DSO beschrieben ist als: »Die schwierigste Frage zum schmerzlichsten Zeitpunkt an die unglücklichste Familie.«

Das Transplantations-Gesetz von 1997 will, dass die Angehörigen nach dem mutmaßlichen Willen des potenziellen Organspenders entscheiden. Weniger als zehn Prozent der Menschen in Deutschland haben diesen Willen in einem Organspendeausweis kundgetan. Dort kann man auch sein Nein verzeichnen. Spenderorgane stammen – so sie nicht wie Nieren oder Teile der Leber von Lebenden gespendet werden können – überwiegend von hirntoten jungen Menschen, die einen Unfall mit schwerem Schädel-Hirn-Trauma hatten, einen Tumor oder eine Hirnblutung – mit der Diagnose Hirntod. In neun von zehn Fällen müssen die Angehörigen entscheiden. Und, so wünscht es das Gesetz: die Tragweite ihrer Entscheidung verstehen.

In Deutschland warten rund 11 000 Menschen auf ein Organ. Die Bereitschaft zu spenden ist stark zurückgegangen

»Am Abend des 18. Januar um 21.15 Uhr kam dann die Nachricht mit der Diagnose Hirntod«, sagt Franziskas Vater, »und man schaltet ab.« Er meint das emotional. Im Krankenhaus sprechen sie von diesem Zeitpunkt an nicht mehr von lebenserhaltenden Maßnahmen, sondern von organerhaltenden. Auch wird nicht mehr vom »Patienten« gesprochen, sagt die Intensivmedizinerin Katharina Raff.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Leichnam« sei allerdings auch nicht der richtige Ausdruck. Durch eine Leiche fließe kein Blut mehr. Eigentlich müsste man von dem Verstorbenen reden.

Nur wirkt der Mensch nicht wie ein Toter, nicht für die Angehörigen und auch nicht für diejenigen, die ihn noch operieren müssen. Die Mutter sagt: »Franziska lag da, äußerlich unversehrt, ihre Haut war warm, ihr Herz schlug, ihr Brustkorb bewegte sich.« Und die Mediziner und Schwestern müssen eine Operation durchführen, die nichts mit ihrem eigentlichen Auftrag zu tun hat: den Menschen, der vor ihnen liegt, zu retten.

Am Morgen des 19. Januar, zwei Tage nach Franziskas Unfall, fahren Urban und Saenger in die Klinik, um den Ilzhöfers möglichst ohne Druck zu erklären, was sie wissen müssen. Urban sagt: »Wenn ich den Eindruck hätte, die Angehörigen verstehen nicht, worum es geht oder sind sich untereinander nicht einig, dann würde ich, falls sich der Verstorbene nie zu der Frage geäußert hat, wegen der immensen Tragweite von einer Spende absehen.«

Franziskas Eltern haben sich mit dem Thema Organspende auseinandergesetzt. Roland Ilzhöfer arbeitet für eine Krankenversicherung, und Dorit Ilzhöfer kennt als Ärztin Patienten, die dringend auf Organe warten. Für beide ist klar: Spenden! »Franziska hätte das bestimmt auch gewollt«, sagt Roland Ilzhöfer, »und wir wollten anderen Familien ersparen, was uns selbst widerfahren ist.« Seine Frau fügt hinzu: »Etwas von Franziska sollte weiterleben – besonders ihr starkes Herz.« Nach dem Gespräch mit Urban und Saenger gehen die beiden für einige Stunden nach Hause. Dort haben sie ja noch ein Kind. Dorit Ilzhöfer kann noch immer nicht fassen, dass Franziska stirbt.

Gunnar Urban muss jetzt prüfen, welche Organe für eine Spende infrage kommen: Welche sind gesund, welche vermittelbar? Am 19. Januar um 18.06 Uhr kann er der Stiftung Eurotransplant in den Niederlanden melden: 1 Herz, 1 Lunge, 1 Leber, 2 Nieren, 1 Bauchspeicheldrüse. Bitte passende Empfänger finden!

In Deutschland warten rund 11 000 Menschen auf die Transplantation eines Organs. Im letzten Jahr gab es aber nur 876 Spender, die 3034 Organe spendeten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Um 18.52 Uhr hat Gunnar Urban die Leber vermittelt, um 19.06 Uhr das Herz, um 19.17 Uhr die Lunge, um 19.38 Uhr die Bauchspeicheldrüse. Es können Empfänger in Deutschland, den Benelux-Ländern, Kroatien, Slowenien, Ungarn, Österreich oder der Schweiz sein. Sie können für manche Organe auch älter sein als die Spenderin. Die Empfänger von Herz und Lunge werden sofort informiert, womöglich per Beeper beim Abendessen. Sie müssen in den OP, wo der Brustkorb geöffnet wird – synchron mit dem Körper Franziskas. Herz und Lunge müssen innerhalb weniger Stunden beim Empfänger sein. Die Organe werden von Kurieren transportiert, mitunter begleitet von Chirurgen. Sie reisen per Hubschrauber, Turbo-Prop oder Lear-Jet. »In dieser Zeit darf kein Fehler mehr passieren«, sagt Urban, »sonst sterben im schlimmsten Fall zwei Menschen: der Spender und der Empfänger.«

Am 19. Januar um 22 Uhr wird sich die große weiße Tür noch einmal hinter Franziska schließen. Vorher muss sich die Mutter von ihrem Kind trennen. Auf der Intensivstation umarmt sie ihre Tochter. Die Fachleute nennen das den »warmen Abschied«, und viele Angehörige belassen es dabei. Doch Dorit Ilzhöfer will Franziska nach der Organentnahme noch einmal sehen. Was werden sie mit ihr gemacht haben? Und ist sie dann wirklich ...?

Einige auf der Station versuchen, ihr diesen Wunsch auszureden. Sie glauben, dieser letzte Anblick sei zu schrecklich. Für das Personal in der Klinik bedeutet er auch mehr Aufwand an Zeit und Empathie. Doch Petra Saenger unterstützt die Mutter: »Weil wir den Tod nur Schritt für Schritt begreifen können.« Einen Angehörigen nach dem Abschalten der Geräte noch einmal zu sehen, nennt Saenger den »kalten Abschied«. Im Krankenhaus Neukölln kann er in einem gesonderten Raum stattfinden, im »Raum der Stille«. Eine solche Möglichkeit gibt es nur in wenigen Krankenhäusern. Und es gibt nicht immer so viel Beistand. Franziskas Fall ist eine Ausnahme, nicht nur weil die Eltern ansprechbar und gut informiert sind, auch weil hier einige Menschen die Familie Ilzhöfer nicht allein lassen. Petra Saenger geht sogar mit in den OP.

Rational betrachtet ist der Patient tot, wenn er hirntot in den OP kommt.
Emotional betrachtet ist er tot, wenn die Geräte ausgeschaltet werden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auch der DSO-Koordinator Gunnar Urban ist im Operationssaal. Er spritzt Franziska ein Muskelrelaxans. Weil Bewegungen des Körpers vom Rückenmark gesteuert werden, kommt es manchmal vor, dass sich bei hirntoten Menschen Beine, Arme oder die Bauchdecke bewegen. Mediziner bezeichnen das als Lazarus-Phänomen, nach dem Toten aus dem Neuen Testament, der wiederauferstand. Das Phänomen ist unter Schwestern und Pflegern gefürchtet. Eine Anästhesie muss nicht gemacht werden, denn Schmerz wird vom Gehirn verarbeitet, und das funktioniert nicht mehr. Urban sagt: »Natürlich ist der Mensch tot. Die Würde des Menschen besteht aber über seinen Tod fort; deswegen ist er mehr als sein Bewusstsein. Die Integrität von Körper und Bewusstsein ist unwiderruflich zerstört. Die Körperfunktionen werden vorübergehend künstlich vital gehalten.« Das heißt: Der Mensch hat kein Bewusstsein mehr, aber sein Körper ist noch lebendig.

Von nun an befinden sich im OP: der Koordinator, die Angehörigenbetreuerin, zwei OP-Schwestern, drei Kardiotechniker und drei OP-Teams: zwei Chirurgen für die Lunge, zwei fürs Herz und drei für den Bauchraum. Einige der Chirurgen werden die von ihnen entnommenen Organe auch wieder einsetzen.

Um 22 Uhr wird das Skalpell angesetzt und vom Kehlkopf bis zum Schambein geschnitten. Es beginnen die Vorbereitungen zur Explantation. Die Hauptschlagader wird abgeklemmt und eine Perfusionslösung durch Franziskas Organe gespült. So werden die Organe gekühlt und in einen energiesparenden Zustand versetzt. Wenn die Perfusion beginnt, schaltet der Koordinator die Beatmungsmaschine aus. »Es ist ein seltsames Gefühl«, sagt Urban, »denn erst dann werden auch äußere Todeszeichen sichtbar.« Das Leben beginnt restlos aus dem Körper zu verschwinden. Es wird sehr still im Raum.

»Wenn die Geräte aus sind«, sagt Urban, »entsteht plötzlich eine ganz andere, eigene Stimmung.« Die OP-Schwester Beate Otto hat einigen Explantationen assistiert und sagt: »Rational betrachtet ist der Patient tot, wenn er hirntot in unseren OP kommt. Aber emotional betrachtet ist er tot in dem Moment, wenn die Geräte ausgeschaltet werden.« Alle Schwestern und Ärzte verwenden in diesem Zusammenhang Wörter wie: wirklich tot, endgültig tot. Die Intensivmedizinerin Raff sagt: »Für mich persönlich ist der Gedanke, dass die Seele im Herzen wohnt,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

emotional naheliegend und beruhigend. Als Ärztin sehe ich aber den irreversiblen Funktionsverlust des Gehirns als den Endpunkt des Lebens an. Ich empfinde das nicht als Widerspruch.« Dorit Ilzhöfer erinnert sich an den Tod ihrer Mutter vor fünf Jahren: Sie lag im Sterbebett, sie hielt ihre Hand und spürte, wie ihr Herz allmählich aufhörte zu schlagen: »Das ist der stimmige Tod.«

Um 0.43 Uhr wird die Perfusion eingestellt. Jetzt werden die Organe aus dem Körper entnommen. Zuerst verlässt das Herz den OP. Das LungenTeam muss feststellen, dass die Lunge nicht verwendbar ist – eine große Enttäuschung. Um 1.27 Uhr wird das letzte Organ entnommen, und alle Teams verlassen den OP. Um 1.40 Uhr ist die Naht geschlossen. Petra Saenger hilft den OPSchwestern, den Körper zu waschen, Drainagen und Schläuche zu entfernen und Franziska zu bedecken. Sie machen einen Verband um Franziskas Kopf, der ihre Mutter mit seinem blauen Band an die Mütze ihres Kindes erinnern wird.

Gegen 3 Uhr in der Nacht wird Franziska Ilzhöfer in den Raum der Stille gebracht. Ein kleines Zimmer mit grünen Wänden und Waldtapete. Ein Pfleger hat ein Pferdebild aufgestellt. Malen nach Zahlen, Franziska hat te es selbst gemacht. Saenger hat eine Kerze angezündet. Die Eltern sind bei ihrem Kind. Nehmen Abschied. Und

Auch die Bestatterin Susanne Jung (links) hat der Abschied von Franziska mitgenommen. OPSchwester Beate Lichy steht Transplantationen skeptisch gegenüber versuchen loszulassen. Die Mutter sagt: »Ich habe Franziska gestreichelt, und ihre Haut hat sich kühl angefühlt, der Brustkorb hat sich nicht mehr bewegt, und ich konnte den Herzschlag nicht mehr spüren. Da hatte ich das Gefühl: Ja, sie ist tot. Franziska ist gestorben.«

Die OPSchwester Beate Lichy arbeitet seit 30 Jahren in ihrem Beruf. Einmal war sie bei einer Explantation dabei. Seither weigert sie sich. Die Klinik respektiert ihre Entscheidung. »Wenn die Geräte ausgeschaltet werden, ist da diese unheimliche Stille«, sagt sie. Und dann gingen alle weg, und die OPSchwestern müssten allein damit fertigwerden. »Keiner zündet eine Kerze an, keiner öffnet das Fenster, es gibt keine Ruhe.« All dies würde sie im Angesicht des Todes erwarten. Sie ist christlich erzogen. Und auch wenn die Kirche, anders als der Islam, Organspenden für einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Akt der Nächstenliebe hält: »Für mich persönlich ist das wie bei einer Ausweidung.«
Sie fragt sich, auch als OPSchwester: »Warum machen wir alles, was wir können?«

Am 25. Januar 2013 wird Franziska Ilzhöfer be stattet. 80 Menschen kommen, Familie und Freunde. Sie können die aufgebahrte Franziska anschauen und anfassen. »Dieser letzte Anblick«, sagt Dorit Ilzhöfer, »war gut und wichtig für uns alle: Wir konnten den Tod bezeugen, dann erst kann man überhaupt anfangen zu trauern rn.« Die Bestatterin Susanne Jung versteht sich als Trauerbegleiterin. Sie hat viele Abschiede erlebt, der von Franziska, sagt sie, habe sie besonders mitgenommen. Sie hat den Eindruck, dass viele Angehörige an der Organspende zweifeln. »Kein Mensch kann mit letzter Gewissheit sagen, was im Sterben, im Tod geschieht – aber wir greifen trotzdem in diese Prozesse ein.« Der Hirntod sei vielleicht in seiner medizinischen Definition stimmig – »aber die lässt die emotionale, die spirituelle und die ethische Komponente des Todes außer Acht.« So erklärt sich die Bestatterin das Unbehagen vieler Menschen an der Organspende. »Es gibt im Grunde keine Sterbebegleitung im Sinne des Menschen, denn: Das da im OP ist ein sterbender Mensch!« Eindeutig sei die Spende nur auf der Seite des Empfängers: Ein Mensch bekommt ein Organ geschenkt und vielleicht sogar das Leben. »Aber wie es dem damit geht, das interessiert uns auch wieder nicht«, sagt Jung und, nach einer Pause: »Es ist nicht immer Unterlassung, den Tod anzunehmen.«

Dorit Ilzhöfer spricht einige Monate nach dem Tod ihrer Tochter noch mal mit den Ärzten und Schwestern. Sie will begreifen, was geschah. Und wissen: »Ob alles Menschenmögliche getan wurde, um das Leben meines Kindes zu retten?« Der Neurochirurg Andreas Jödicke, der Franziska mit den schweren Kopfverletzungen unmöglich retten konnte, sagt: »Zu wissen, dass das Kind Organe gespendet hat, war für mich ein Trost.« Und dann sagt er nichts mehr und kämpft mit den Tränen.

Der Philosoph Günther Anders hat einmal gesagt, wenn die Maschinen perfekter würden als der Mensch, werde die Technik vom Objekt zum Subjekt der Geschichte. Dann könne der Mensch die Macht der Geräte nicht mehr erkennen – und Sachzwänge emotional und kognitiv nicht mehr bewältigen.

Dorit Ilzhöfer hat Neurodermitis. Unter Stress wird es schlimm. Seit dem 18. Oktober 2013 steht sie wie in Flammen. An diesem Tag wäre ihr Kind 15 Jahre alt

geworden. Wenn man mit ihr an ihrem Esstisch sitzt, vor dem Foto von Franzi, fängt sie an zu kratzen. Sie erzählt von ihrem Kind, als könnte sie es spüren. Als wäre es um sie, hier im Haus, oder wenn sie auf den Friedhof geht. »Wie der Wind, der die Kerze auf dem Grab auspustet«, sagt sie und lacht über sich selbst. Sie hat Angst, dass keiner mehr von Franzi spricht, aber auch, dass sie ihr anderes Kind, Charlotte, vernachlässigt.

Charlotte sollte nach dem Verlust ihrer Schwester etwas Eigenes bekommen. In einem Tierheim fand sie eine grau getigerte Katze. Die hatte einen Kumpel mit schwarzem Fell, den sie, so hieß es, um sich brauche, sonst werde sie aggressiv. Also nahmen die Ilzhöfers zwei Katzen mit nach Hause. Am 18. Oktober, an Franziskas Geburtstag, lief die schwarze Katze weg und kam nie wieder.

Roland Ilzhöfer mag nicht dauernd mit seiner Frau auf den Friedhof gehen. »Er ist Realist«, sagt sie über ihn, »er meint, er trage Franziska im Herzen.« Der Vater hat Fotos gemacht, die er auf einer DSO-Tagung für Angehörige zeigt. Da erzählen die Eltern, wie wichtig der schrittweise Abschied für sie war. Roland Ilzhöfer zeigt Bilder von seinem lachenden Kind, von seinem Kind an den Maschinen, von seinem Kind im Raum des Todes, von seinem Kind im Sarg. Er sagt: »Man macht doch auch Fotos von seinem Kind, wenn es geboren wird.«

Die Mutter wüsste so gern, wie es den Empfängern der Organe ihrer Tochter geht. Doch der Datenschutz erlaubt keinen Kontakt

Dorit Ilzhöfer macht eine lange Pause und sagt: »Und ich hadere.« Hadern bedeutet für sie: Wenn ich meine Tochter auf das Sport-Internat nach Cottbus gegeben hätte, dann wäre sie an jenem Tag nicht in Lichtenrade zur Schule gegangen. Wenn wir gar nicht erst hierhergezogen wären. Wenn ich doch mit einem Kind zufrieden sein könnte, andere haben gar keines. Wenn ich wüsste, was war in den Minuten, bis der Notarzt kam: Hat jemand Franzis Hand gehalten?

Ihr Mann Roland versucht, sie zu beruhigen: »Sie hatte lichtstarre Pupillen, vielleicht war sie da schon tot.« Aber Dorit Ilzhöfer hadert weiter: »Ich habe ja auch eine spirituelle Seite – das ist bei der Transplantation ein Dilemma. Über die Zweifel

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

darf ich gar nicht nachdenken, dann kriege ich solche Schuldgefühle und denke:

Vielleicht habe ich mein Kind umgebracht!«

Dorit Ilzhöfer lässt ihr brennendes Gesicht in ihre brennenden Hände fallen und schluchzt.

Wie gern wüsste sie, wie die Menschen mit den Organen ihres Kindes leben. Und vor allem – ob sie überhaupt noch leben. Denn der Todestag ihrer Tochter – »also nicht der Tag, der auf ihrem Grabstein steht, nicht der Tag, an dem der Hirntod erklärt wurde, sondern der, an dem ihre Organe entnommen wurden, als ihr Herz aufhörte zu schlagen« – der 20. Januar 2013 sei doch für die Empfänger eine Art Geburtstag.

In der Selbsthilfegruppe der Verwaisten Eltern hat Dorit Ilzhöfer eine Frau kennengelernt, deren Tochter starb – kurz nachdem sie ein fremdes Herz erhalten hatte. Das lässt Dorit Ilzhöfer keine Ruhe: Sie hofft so sehr, dass die junge Mutter, von der sie weiß, dass sie Franzis Leber bekommen hat, noch lebt. Die hatte ihr über die DSO in einem Brief dafür gedankt. Von der DSO weiß Ilzhöfer außerdem, dass ein anderes Mädchen das Herz bekam. Doch nun darf Petra Saenger Franziskas Mutter nicht einmal mehr solche spärlichen Informationen übermitteln. Neue Datenschutz-Gesetzgebung. Und Saenger wird auch nicht mehr Familien von Spendern betreuen: Sie arbeitet nicht mehr für die DSO, nachdem diese ihr Pilotprojekt zur Angehörigenbetreuung reduziert hatte. Den warmen und den kalten Abschied sollen nun die Transplantationsbeauftragten der Krankenhäuser übernehmen.

Dabei war die Bereitschaft, Organe zu spenden, im Jahr 2013 so gering wie noch nie seit Verabschiedung des Transplantationsgesetzes 1997. Die DSO-Verantwortlichen zählen Gründe auf: die Manipulationsskandale, die Angst, von den Ärzten zu früh aufgegeben

zu werden, die Massenverschickung von Ausweisen durch die Krankenkassen, mangelnde Aufklärung, zu wenig Transparenz. Zu einem etwaigen ethischen Unbehagen – kein Wort.

Eigentlich sollte das Datum von Franziskas Spende hier nicht genannt werden. Die Empfänger könnten Rückschlüsse ziehen, mit welchem Leben und welchem Tod sie verbunden sind. Das möchte die deutsche Gesetzgebung, anders als etwa die

amerikanische, verhindern. Aber Dorit Ilzhöfer besteht auf der Nennung des 20. Januars 2013. Als Franziskas Herz, ihre Leber, ihre Nieren und ihre Bauchspeicheldrüse an fünf Menschen vergeben wurden. Damit sie vielleicht von ihnen hört und vom Weiterleben der Organe ihres Kindes. Damit es weitergeht, das Leben: »Es ist ja noch so lang.«

Auf Franziskas Bett, neben dem Kissen, das immer noch so riecht wie am Morgen des 17. Januar 2013, weil ihre Mutter es nicht waschen will, liegt ein Herz mit der Aufschrift Happy Birthday. Es war einmal ein Ballon, die Luft ist raus. Die Mutter hat das Herz am 18. Oktober an das Grab ihrer Tochter gehängt. Neben einen Stern, den trug der Wind davon.

Um 0.38 Uhr verließ Franziskas Herz den OP. Ihr Vater stand während der Organentnahme draußen in der Nacht auf der Rampe vom Krankenhaus. »Und dann habe ich gesehen«, sagt er, »wie der Wagen mit dem Herz meines Kindes davonfuhr.« Es hilft, mitunter, die Distanzierung: im Denken und in Worten. Roland Ilzhöfer sagt über dieses letzte Bild: »Das war schon ein komisches Gefühl.«

Um 5.27 Uhr schlug Franziskas Herz wieder. Im Körper eines anderen Kindes.

Briefe einer Fremden

Ein paar Zeilen, und eine junge Frau aus dem Münsterland weiß, dass ihre Vergangenheit ein Märchen war. Sie ist kein Waisenkind. Ihre Mutter in Nepal lebt noch. Die Geschichte einer Erschütterung.

Von Markus Wanzeck, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 08.12.2013

Nicht einmal der Klang ihres Namens ist Dayita geblieben. Sie weiß nicht mehr, wann sie geboren wurde und wer sie ist. Es ist ein lauer, dämmeriger Spätsommerabend, an dem alles um sie zu wanken beginnt. Dayita steht vor einem Kiosk aus blauem, verbeultem Blech. Der Kiosk wackelt, der lehmige Boden wankt, die ganze Stadt schaukelt. Menschen schreien. Dann wird es dunkel.

Früher waren es die anderen, denen Dayitas Lebensgeschichte fragwürdig schien. Freunde der Familie. Klassenkameraden. Manchmal auch Passanten. Schließlich sieht sie anders aus als ihre Eltern, anders als die meisten Menschen im Münsterland. Sprachen Neugierige Dayita auf ihre dunkle Hautfarbe an, erzählte sie, was ihre Eltern ihr erzählt hatten, meist die Kurzversion: „Ich bin Waise, wurde als kleines Kind aus Nepal adoptiert. Meine deutsche Mutter hatte dort in einem Lepros-Hospital mitgeholfen und so meine leibliche Mutter getroffen. Diese bat sie, weil sie bald sterben würde, mich nach Deutschland mitzunehmen.“

Ihr Herkunftsland war Dayita nie Heimat gewesen. Nepal war fern, bunt, abenteuerlich. Schneebedeckte Berge, atemberaubend hoch, „Dach der Welt“ – ab und an zeigten ihr die Eltern Bildbände.

Dayita verbrachte ihre Kindheit im Flachland. In einem doppelstöckigen Backsteinhaus mit großem Garten, einer Garage für den Audi A8 und einer zweiten für den Geländewagen. In die Berge fuhr die Familie nur zum Skifahren. Der Vater fotografierte die Tochter bei den ersten Fahrversuchen fürs Familienalbum. Dort zeigen noch viele anderen Bilder ein glückliches Mädchen: Dayita am Klavier. Dayita

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

samt Eltern auf Kutschfahrt. Dayita, wie sie strahlend eine Schultüte hält, „Mein erster Schultag“. Eintritt in den örtlichen Tennisclub. Strandurlaube in Thailand.

Dayita wuchs wohlhabend und wohlbehütet auf, wie eine Prinzessin, die zum Schutz vor der bösen Welt in ein Schloss gesperrt wird. Wollte Dayita Freunde treffen, hatte sie einen Tag vorher die Erlaubnis der Eltern einzuholen.

In der zehnten Klasse kam sie auf das Internat Schloss Salem. Es sieht sich als weltlichen Orden, diktiert einen eng getakteten Tagesablauf mit Putzdienst und Bettzeit. 2500 Euro Schulgebühr pro Monat. Für Dayita war Salem eine Befreiung. Eine Ahnung von Eigenständigkeit.

Sie teilte sich ein Zimmer mit einer Mitschülerin. Zwei Betten, zwei Schränke, zwei Tische, zwei Stühle. Alle zwei Jahre frisches Weiß für die Wände, ein großes Fenster mit Seeblick. Es war Herbst, das Abitur stand bevor, als Dayitas Leben, wie sie es kannte, endete.

Sie kehrte aus den Ferien ins Internat zurück. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Brief. Das Schreiben war aufgegeben in München, vom Suchdienst des Roten Kreuzes, Aktenzeichen I/11/NP-PAR.NP, 15.10.: „Durch das Nepalesische Rote Kreuz ist eine Suchanfrage von Ihrer leiblichen Mutter, Rajkumari Pariyar, bei uns eingegangen.“ Ob Dayita mit einer Kontaktaufnahme einverstanden sei.

Mit freundlichen Grüßen.

Dayitas Gedanken flogen durcheinander.

Meine Mutter ist doch lange tot! Sie lebt! Meine Adoptiveltern werden ihre Gründe haben, dachte sie. Sie müssen! Und zwar verdammt gute!

Sie meinen es bestimmt gut mit mir.

Seit wann sind Lügen etwas Gutes?

Sie dachte: Ich liebe meine Eltern.

Sie steckte den Brief weg. Den Eltern erzählte sie nichts. Aber sie bat das Rote Kreuz, den Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter herzustellen.

Hatte sie sich je so allein gefühlt? Dayita konnte ihren Eltern nichts von den Briefen erzählen, die in den nächsten Wochen und Monaten aus Nepal eintrafen. Geheimnis stand nun gegen Geheimnis. Es war ein schmerzendes Gleichgewicht, in das sich ihr Leben eingependelt hatte. Aber ein Gleichgewicht, immerhin.

Der zweite Brief aus Nepal kam im November. Ihm war ein Foto beigelegt: Fünf Fremde vor einem Tempel. Dayitas Familie. „Du hast zwei kleine Schwestern und einen kleinen Bruder. Der Gesundheitszustand deines Vaters ist instabil.“ Womöglich bleibe nicht mehr viel Zeit.

Rajkumari liebe sie, stand in einem der Briefe. Liebe ich sie auch?, fragte sich Dayita. Ich kenne sie doch nicht. Und: Wenn ihre Mutter sie so liebte, warum hatte sie sie dann weggegeben?

Einmal schickte Dayita ein Foto von sich mit, ein Bewerbungsbild, freundliches Lächeln, weiß-blau gestreifte Bluse, die Haare gescheitelt und hinter die Ohren gekämmt. Rajkumari ließ das Foto in Katmandu vergrößern. Lebensgroß. Sie hängte es in ihr Zuhause, eine Baracke aus Bambusrohren, Wellblech und Backsteinen nahe des Pashupatinath-Tempels, heiligster Ort Nepals, wo die Hindus ihre Toten verbrennen und dem Fluss Bagmati überantworten.

Ein Jahr später bekam Dayita einen Brief aus Katmandu, der mit Freundlichkeitsfloskeln begann, wie stets, und mit den Worten endete: „Dein Vater hatte verschiedene Krankheiten. Er starb am 6. September.“

Mein Vater ist tot, dachte Dayita. Wieder. Der Entschluss war gefallen. Sie würde nach Nepal reisen. Sollte sie mit ihren Eltern darüber sprechen? Sollte sie weiter schweigen und heimlich fahren?

Es vergingen Monate, dann schrieb Dayita einen Brief, neun Seiten lang. Bei einer gemeinsamen Autofahrt mit den Eltern ließ sie ihn auf dem Rücksitz liegen.

Es war Ende April, der erste T-Shirt-Tag des Jahres, als ihre Eltern nach Ulm kamen, wo Dayita studierte, Wirtschaftswissenschaften. Der Ort der Aussprache: ein Holztisch vor einem griechischen Imbiss, unter noch laublosen Bäumen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Mutter setzte sich und nahm ihre Sonnenbrille ab. Der Vater sah Dayita an. „Wir haben dich nicht, wie du geschrieben hast, angelogen. Du hast uns nie nach Nepal gefragt. Und wir haben nichts gesagt.“

„Mit der Wahrheit ist das ja immer so eine Sache“, sagte die Mutter. „Man muss nur zwei Geschiedene nehmen. Wenn man mit denen spricht, hat man hinterher zwei Wahrheiten.“

Die toten Eltern in Nepal – keine Lüge?

„Dein leiblicher Vater war bei der Adoption bereits verstorben, wurde uns gesagt.“

Und Mutter, Rajkumari?

„Ein Besucher aus Nepal, da warst du vielleicht sechs oder sieben, hat uns gesagt, dass auch sie gestorben sei.“ Wer dieser Besucher war, daran könne er sich nicht mehr erinnern, sagte der Vater, und die Mutter fuhr fort: „Wir haben vor dem Messingbuddha im Garten zusammen Blumen niedergelegt. Erinnerst du dich, Dayita?“

Es gibt Gerichtsunterlagen, aus dem August 1997, da war Dayita vielleicht sechs oder sieben. Sie besiegelten ihre Adoption, nach Jahren: Die nepalesischen Eltern seien „inzwischen mit den Konsequenzen ihrer Zustimmung ... wieder einverstanden“. Dayita hatte die Unterlagen in einem Leitz-Ordner, der ihren Namen trug, entdeckt, im Arbeitszimmer ihrer Eltern.

Dayita erwähnte ihre heimliche Entdeckung mit keinem Wort. „Nein“, sagte sie, „an die Blumen erinnere ich mich nicht. Nur an den Buddha.“

„Wir wollten dir alles sagen, wenn du eine gestandene Frau bist“, sagte der Vater. „Vielleicht wären wir auch alle gemeinsam nach Nepal gegangen.“ Dayita antwortete: „Das hätte ich dann aber mit achtzehn erwartet. Spätestens! Jetzt bin ich zwanzig!“ Die Mutter seufzte. „Wenn du da als junges Mädchen hingehst, können die dir da drüben ja alles erzählen.“

Wann ist der richtige Zeitpunkt für die Nepal-Reise? Wahrscheinlich, in dieser Hinsicht hatten Dayitas Eltern wohl recht, gab es ihn nicht. Er sollte nicht mit ihren

Uni-Prüfungen kollidieren, das war Dayita wichtig. Die Disziplin, auf die ihre Eltern immer so viel Wert legten: Sie klammerte sich daran. Ein Jahr lang. Dann war der Zeitpunkt gekommen.

II.

Am 15. September setzte sich Dayita in Ulm in den Zug. Abfahrt 16.51 Uhr, Ankunft Frankfurt-Flughafen 19.06 Uhr. Sie spürte ein Pochen im Magen. Als säße sie in einer Achterbahn, die jeden Moment den Scheitelpunkt erreichen und in die Tiefe stürzen würde. Dayita würde nach Nepal fliegen, um ihre andere Familie kennenzulernen. Wie sollte man sich auf so etwas vorbereiten?

Im Flughafenbistro griff sie noch einmal zum Handy. „Hallöchen!“, flötete Dayita. „Komm wieder, ne?“, sagte ihr Vater. „Wir haben dich nämlich lieb.“ Die Mutter: „Komm wieder, wie du bist.“

Im Flieger nach Katmandu roch es nach Kartoffeln, Karotten und Kerosin. Beim Sinkflug durchbrach das Flugzeug eine dichte Wolkendecke. Saftig grüne Reisterrassen tauchten auf, graubraune Flachdächer, die Landepiste. Um 16.21 Uhr, am 30. Tag des Monats Badhra, im Jahr 2068 nepalesischer Zeit, setzte der Flieger auf.

Am Einreiseschalter des Flughafens Katmandu fertigt ein Beamter die Reisenden ab. Er fixiert Dayita.

„Tapai Nepalbhata aunubhayo?“, fragt er.

„Sorry, I don't speak Nepali“, antwortet Dayita.

„Not Nepali?!“ Der Grenzbeamte beugt sich wieder über das Einreiseformular. „Where do you come from?“, fragt er.

„Nepal“, sagt sie. „But you don't speak Nepali?“ „No.“ „Oh“, entfährt es ihm. „Oh.“ Der Beamte blättert in Dayitas deutschem Reisepass. Geburtsort: Pashupati. Ein Vorort von Katmandu. Er schüttelt den Kopf. Dann winkt er Dayita durch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie hat sich mit Geschenken gewappnet. Ein selbstgebasteltes Fotoalbum. Ein paar Kleinigkeiten für ihre Geschwister, nichts Teures. Sie wollte nicht die reiche Schwester aus Deutschland sein. Dayita nimmt ein Taxi in die Stadt. Staub und Rauchschwaden wehen durch das Seitenfenster. Dayita hustet, dann greift sie nach ihrem Haar und hält es vor den Mund wie einen Filter. So ver mummt, sieht sie Müllberge vorbeiziehen; einen Mann, an dem sich ein Barbier zu schaffen macht; Kinder, die in einem Ofen Steine backen; Menschen, Menschen, Menschen. Hatte sie je so viele Menschen gesehen?

Niemals, denkt sie, könnte ich hier leben! All der Dreck, der Lärm. Dieses Chaos.

Am Abend steht Dayita auf der Dachterrasse eines Restaurants, nicht weit vom Bagmati-Fluss. Sie sieht hinauf zu der steilen Goldpyramide des Stupas, von dessen Spitze Ketten mit blauen, weißen, roten, grünen, gelben Gebetsfahnen in alle Himmelsrichtungen streben. Unten drehen buddhistische Pilger ihre Runden um den Stupa.

Gedränge im Uhrzeigersinn. Gesänge, monotone Melodien, Räucherstäbchenschwaden. Noch immer kommt das Land ihr fern vor.

„Tapailai ke khanuhunccha?“, fragt eine Stimme hinter ihr: „Was darf’s sein?“ Der Kellner. Dayita fühlt sich nicht angesprochen. „Tapai Nepali bholnuhunccha?“, fragt der Kellner. Dayita lächelt ihn schweigend an.

Mit all dem Englisch, über das er verfügt, erfragt der Kellner ihre Geschichte. Dayita erzählt, und als sie sagt, heute sei der Tag ihrer Rückkehr, entfährt dem Kellner ein Gicksen. Wie sie denn heiße? Dayita, sagt sie. Er stutzt. Sie wiederholt den Namen. „Dajiita“, wie ihre Adoptiveltern es stets sagten: Drei Silben, langes i, kurzes a. Nein, nein, entgegnet der Kellner lachend: „Daitaa.“ Zwei Silben nur, und mit langem a. Wenn ihr Name so ausgesprochen wird, sagt sie, dann werde sie sich einen neuen suchen. Ob er vielleicht einen schönen kenne? Der Kellner lächelt unsicher. „Kennst du deinen nepalesischen Nachnamen?“, fragt er. „Ja, Pariyar.“ Wieder stutzt er: Es ist der Name einer Kaste. Sie stehe außerhalb der Gesellschaft. Es wird schnell dunkel in Katmandu, und fast genauso schnell wird es still.

Dayita hätte heute zu ihrer Familie gehen können. Aber sie konnte nicht. Sie hatte es sich fest vorgenommen. Jetzt aber hat sie Angst.

Am nächsten Morgen stürzt sie sich in die Touristenläden, lässt sich treiben. Wieder und wieder stößt Dayitas Sprachlosigkeit Gespräche an. Fast immer führen sie zu der Frage nach ihrem Familiennamen. „Sorry, weiß ich nicht“, sagt sie dann.

Es wird Nachmittag. Dayita sagt sich, ihre Familie hätte sicher gern noch einen Tag länger, um sich auf das Treffen vorzubereiten.

Blödsinn, ich kann sie doch nicht noch länger warten lassen!

Als die Sonne untergeht, sitzt Dayita in einem klapprigen Taxi. Durch Schlaglöcher hoppelt es den Hügel hinunter zum Pashupatinath-Tempel.

Die letzten Meter geht sie zu Fuß. Dann steht sie vor einer fensterlosen Baracke aus Bambusrohren, Wellblech, Backsteinen.

III.

Als Dayita das Haus ihrer Familie sieht, will sie weinen. Bitte lass das nicht wahr sein, denkt sie. Nicht dieses Loch! Ein Schatten mit wogendem Haar tritt aus dem Schwarz in die Dämmerung. Es ist Leeza, Dayitas Schwester. Dayita ist sprachlos. Sie möchte Leeza umarmen. Aber es geschieht nicht. Nachbarskinder kommen angerannt, Frauen in bunten Saris, Männer in Badeschlappen. Dayita sieht sich um. Sie fragt, wo ihre Mutter und die Geschwister sind. „Away“, sagt Leeza. „They will come, they will come!“

Augenblicke später kommt ein drahtiger Junge angerannt, die Augen weit aufgerissen. Niraj, ihr kleiner Bruder. Strahlend geht er auf Dayita zu. Dann lässt er den Blick sinken, faltet flach die Hände und verneigt sich. „Namaste!“, sagt er leise: „Gegrüßt sei der Gott in dir!“ Nisha tritt hinzu, Dayitas zweite Schwester. Sie bleibt stehen, schweigt. Eine peinliche Stille. Die Geschwister sitzen auf einer Stufe vor der Hütte, umringt von neugierigen Nachbarn.

Dayita wippt mit den Füßen. „In welche Klasse gehst du?“, fragt sie den kleinen Bruder. „Drei.“

„Was isst du gern?“, fragt sie Leeza, ihre neunzehnjährige Schwester. „Chapati und Reis.“

„Wo ist unsere Mutter?“, fragt sie Nisha. „Sie muss jeden Augenblick von ihrer Arbeit in der Näherei zurück sein. Gestern hat sie auf dich gewartet, den ganzen Tag.“

Im letzten Licht des Tages biegt Rajkumari in die Gasse vor ihrer Hütte. Aber als sie die vielen Leute sieht, macht sie sofort kehrt, reißt die Holztür zur Gemeinschaftskloake der Nachbarschaft auf und verbarrikadiert sich. Minuten vergehen, ehe sie die Tür wieder öffnet. Das Gesicht zuckend, stumm, mit offenen Armen stürmt Rajkumari auf Dayita zu.

Mutter und Tochter halten sich fest. Sie wiegen sich ineinander. Einige der umstehenden Frauen wischen sich die Augen trocken.

Rajkumari schüttelt sich, sie schreit. Dayita weiß nicht, was sie fühlen soll. Weiß nicht, was tun. Sie lächelt. Aus den Fenstern eines Hauses schauen fragend die Nachbarn. „Meine Tochter ist aus Deutschland zurückgekehrt!“, ruft Rajkumari nach oben, „Daitaa!“

Rajkumari weist hinüber zu ihrer Hütte. Über den Eingang hat sie mit Kuhdung bunte Bilder hinduistischer Gottheiten gepappt. Die Tür ist so niedrig, dass Erwachsene nur gebückt reingehen können. Die fensterlose Baracke war einmal die Küche des Lepra-Heims. Nun ist sie Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, mit einem Boden aus unebenem Beton. Wenn es Strom gibt, wird der Raum von einer schummrigen 60-Watt-Birne erleuchtet. Bei Stromausfall, wie jetzt, flackert auf dem Herd eine Kerze. Sie lässt an den Wänden die Schatten tanzen.

Die Rückwand ist mit alten Zeitungen tapeziert. Auf dem Boden darunter liegen Holzplanken: das Bett. An der Wand entdeckt Dayita ihr Bewerbungsfoto wieder, das auf Lebensgröße gewachsen ist. Daneben ein Bild des toten Vaters. Dayita starrt es an: Ist er – war er – tatsächlich mein Vater?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wieder kommen ihr die Gerichtsunterlagen in den Sinn. In einem Dokument hatte gestanden, eine „erhebliche Wahrscheinlichkeit“ spreche dafür, dass Rajkumaris Ehemann Dayitas leiblicher Vater sei; Gewissheit aber gebe es nicht. Sie sieht ihre Geschwister an, Leeza, die fünfzehnjährige Nisha, den kleinen Niraj: Ist ihre Haut nicht viel dunkler als meine? Warum? „Als du in meinem Bauch warst, habe ich ganz viel Milch und Joghurt gegessen“, sagt Rajkumari. Milch und Joghurt? „Darum ist deine Haut so hell“, sagt die Mutter. Und lächelt, als sei nun alles gesagt.

Eine Träne rollt über Dayitas Wange. Leeza legt ihre Hand auf Dayitas Knie. Der kleine Bruder beginnt, an den Bambusrohren des Daches wie ein Äffchen zu turnen, lässt sich an einem Arm baumeln, macht Klimmzüge. Als alles nichts ändert, schiebt er Dayita seine Schulaufgaben auf den Schoß und sieht sie mit großen Augen an: „Guck! Guck!“ Das endlich hilft. Dayita muss lachen: Alles ist in Nepali geschrieben. „Ich kann kein Wort davon lesen“, sagt sie. Er wedelt mit den Handflächen vor seinem Gesicht, als wären sie Scheibenwischer. Reib dir mal das verschmierte Kajal von den Wangen!, soll das heißen. Sie fährt ihm durch das Haar, es kommt ihr ganz borstig vor. Welche Musik er mag, fragt sie ihn. Shakira, sagt er. Er beginnt zu singen, „Hips don’t lie.“ Leeza und Dayita stimmen ein.

Rajkumari geht an den Herd. Es gibt Reis, dazu feurig scharfe Kartoffelschnitze mit grünem Pfeffer. Sie verteilt Blechteller an alle, und Dayita bekommt auch eine Gabel. In Deutschland, weiß Rajkumari, essen sie nicht mit den Händen. Der Boden ist zugleich Tisch. Ist ein Mahl vorüber, fegt Rajkumari ihn mit einem Reisigbündel.

Nach dem Essen steht Nisha auf und bimmelt mit einer Glocke. Dayita sieht sie fragend an. „Ein Gebet“, sagt Nisha. „Zu welchem Gott betest du?“ – „Zu Shiva. Und zu Parvati. Und zu Ganesh.“

Hinter der Hütte kreischen Hühner – es klingt, als fände das Gezeter direkt unter dem Bett statt. „You want to sleep here?“, fragt Niraj. Dayita lacht, als habe ihr Bruder einen Scherz gemacht.

IV.

Bei Licht ist es noch schlimmer, denkt Dayita, als sie am nächsten Tag zur Wellblechhütte zurückkommt. Sie tritt in das Zimmer. Schwüle Luft schlägt ihr entgegen. Schnell stehen ihr Schweißperlen auf der Stirn. „Meru nam Dayita“, lernt sie von ihrem Bruder: „Ich heiße Dayita.“ Und: „Ich bin 21 Jahre alt.“ Doch ist sie das? Ihre Schwester Nisha hat Zweifel. Nachdem sie verschiedene Dokumente abgeglichen haben, stehen drei Geburtstage zur Auswahl. Februar 1990. April 1990. April 1991.

Schließlich stellt Dayita die Frage. „Wie war das eigentlich mit meiner Adoption?“ Rajkumari erzählt: Eine deutsche Frau trat an sie heran. Die Frau wollte ein Kind adoptieren. Ob sie sich vorstellen könne, Dayita wegzugeben. Eine Kindheit im fremden, reichen Deutschland? Oder in einem Lepra-Heim, als Unberührbare? Das Versprechen, Dayita würde regelmäßig zu Besuch kommen, brachte schließlich die Entscheidung. In der Abschiedsnacht ging Rajkumari mit Dayita und der neuen Mutter zum Pashupatinath-Tempel. „Wir beteten gemeinsam. Du warst im Halbschlaf. Wir legten dir eine Blumenkette um. Ich dachte: Es ist besser, wenn du gehst. Aber als du weg warst... Immer, wenn in der Nachbarschaft Kinder riefen, habe ich deine Stimme gehört.“

Dayita kam nicht zu Besuch. Stattdessen kamen Briefe aus Deutschland, Bilder von Dayitas Bilderbuchkindheit. Dann kamen auch keine Briefe mehr.

Monsunregen trommelt auf das Wellblechdach. „Wenn der Regen nachlässt, gehen wir rüber zum Leprahospital, ja? Meine Freundinnen und Freunde warten schon alle auf uns.“ Dayita fragt: „Möchten sie mich kennenlernen?“ Rajkumari schüttelt den Kopf: „Nein, wiederssehen.“ Sie trägt Dayita Lippenstift auf. Pudert der Tochter Gesicht, Hals und Schultern.

Auf dem Weg zur Lepraklinik trägt Rajkumari einen festlichen, fliederfarbenen Sari. Die Schwestern haken ihre Arme bei Dayita ein. In der Klinik steht Dayita vor einem Lepra-Entstellten im Rollstuhl. Er reckt seinen handlosen Arm hoch, an ihre Schulter. „Daitaa!“, sagt er mit tränenerstickter Stimme. Er sei der beste Freund ihres Vaters gewesen, sagt er. Ihr Babysitter.

Fragen kreisen in Dayitas Kopf, bis ihr schwindelig wird. Wie würde ihr ungeliebtes Leben aussehen? Wie sich anfühlen?

Auf dem Rückweg zur Hütte scheint es für einen Moment so, als könne die ganze Welt dieses Wanken spüren. Dayita steht vor einem Kiosk aus blauem Blech, da beginnt die Stadt zu schaukeln. Als wäre sie in schwere See geraten. Tiere torkeln. Menschen stürzen schreiend auf die Straße. Dann wird es dunkel. Stromausfall. Das schwerste Erdbeben seit fast achtzig Jahren erschüttert Nepal.

In der Nacht liegt Dayita lange wach. „Daitaa, Daitaa“, spricht sie laut. Versucht, sich den Klang zu eigen zu machen.

Die Nächte verbringt sie im Gästehaus eines buddhistischen Klosters, die Tage mit ihrer Familie. Sie geht spazieren mit ihren Schwestern, immer öfter händchenhaltend. Sie holt ihren kleinen Bruder vom Unterricht ab und macht ihn zum stolzesten Jungen der Schule. Sie lässt sich durch Läden treiben, diesmal mit ihrer Mutter und mit Leeza, und ist überwältigt von dem Farbenfeuerwerk in den Regalen der Stoffhändler. Als Dayita einen Sari anprobiert, kann Rajkumari ihre Freude kaum fassen – ihre Tochter sieht nun tatsächlich aus wie ihre Tochter! Dayita lernt, dass Familie in Nepal nicht heißt: Vater, Mutter, Kinder. Es gibt Onkel, Tanten, Onkel von Tanten, Tag für Tag neue Menschen, die sie kennen, die sie nicht kennt. Abend für Abend fragt ihr Bruder, ob sie nun endlich „zu Hause“ übernachtete.

Dayita fühlt Heimweh. Nach einer großen, richtigen Familie.

Nach Geschwistern, die beieinander und miteinander leben. Dieses Heimweh fühlt sie doch. Oder? Hängt sie einer kitschigen Idee nach? Einer Hoffnung, deren Flüchtigkeit sie noch gar nicht absehen kann? Das „Nie könnte ich hier leben!“, das ihr das nepalische Chaos am ersten Tag in den Kopf geschleudert hatte, ist verschwunden. Eine Woche ist vergangen, seit sie in Ulm in den ICE stieg. Es kommt ihr vor wie ein früheres Leben.

Dayita und ihre Geschwister sind inzwischen so vertraut miteinander, dass sie ohne Peinlichkeit über Persönlichstes sprechen, Beziehungen, Lebensträume, Geld. Auch die Baracke kommt ihr jetzt nicht mehr schrecklich vor. „Schwarzes Loch“, das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kam ihr seit Tagen nicht mehr in den Sinn. Als Niraj wieder einmal sein Sprüchlein sagt, antwortet Dayita: „Okay, ich bleibe heute bei euch.“

Um kurz nach zehn schließt Rajkumari die Tür und legt den Riegel um. Nisha ist noch in die Hausaufgaben vertieft. Dayita kämmt ihr die Haare. „Kämmen am Abend bringt Unglück – du wirst einen alten Mann heiraten!“, foppt Rajkumari sie. „Ich glaube nicht an dieses Zeug!“, ruft Nisha. Rajkumari spannt ein Moskitonetz auf: Aus dem Wohnwird ein Schlafzimmer. Dayita legt sich zu Mutter und Bruder auf die Holzpritsche.

Es ist stockdunkler Morgen, da hebt vom Tempel her Gesang an. „Om, shanti, om!“ Eine heiserne Männerstimme. Das Singen steigert sich zu einem Gebetsgebrüll. Der Priester presst die Wörter in Töne, die Töne in Melodien. In den Rausch hinein setzt ein Trommeln ein. Erst leise, langsam. Dann lauter, schneller. Wie wild prasselt es auf das Wellblechdach, Monsunregen, die Stimme verstummt, Hunde jaulen, aus den Nachbarhütten klingen Gebetsglöckchen, Dayita schreckt auf.

Träumt sie?

Wo ist sie?

Zu Hause?

Regen fällt nicht mehr, als Dayita am nächsten Tag aus der Hütte tritt, doch Wolken hängen tief und schwer. Sie geht zum Zähneputzen in den Garten. „Fürs Waschen ist es zu spät. Das geht nur, solange der Pumpbrunnen noch im Schutz der Dunkelheit liegt“, sagt Rajkumari. Dayita muss lachen. Nur kurz. Dann kehren die Fragen wieder. Nach dem gelebten, nach dem ungelebten Leben. Als sie in die Hütte zurückgeht, schlägt sie sich den Kopf so heftig am Türrahmen dass ihr die Tränen kommen.

Der Zapfenstreit

Er duftet, er glänzt – und er hat eine Vorgeschichte: Bevor alle Jahre wieder ein Weihnachtsbaum in unserem Wohnzimmer steht, klettern Zapfenpflücker in Georgien auf 50 Meter hohe Tannen, streiten sich Deutsche und Dänen im Kaukasus um das beste Saatgut, fallen viele böse Worte und fliegen manchmal die Fäuste

Von Paula Scheidt, DIE ZEIT, 19.12.2013

Nach einem langen Aufstieg durch Farne, Brombeerdickicht und kniehohes Gras stemmt Karl Moser seine klobigen Schuhe in den Waldboden und legt seine Arme um die schönste Tanne, die er je gesehen hat. Ein Traum von einem Baum. Pyramidenförmig, dichte Äste, buschige Nadeln. Nahezu vollkommen. So eine Tanne existiert kein zweites Mal. Weder hier in Georgien noch sonst wo. "Das ist die Granate, die wir brauchen!", ruft Moser schnaufend.

Er kann den Stamm mit beiden Armen umfassen. "200 bis 300 Jahre alt, 30 Meter hoch", schätzt Moser. Neben Moser steht ein Mann und nickt: sein Geschäftspartner Henning Pein. "Perfekte Weihnachtsbaum-Gene", sagt Pein. Und das größte Glück: Die Baumkrone hängt voller rötlich schimmernder Zapfen, mit Zehntausenden winziger Tannenbaumsamen.

Fast 3000 Kilometer entfernt von ihrer Heimat stehen zwei Deutsche im August 2013 in einem Wald im Kaukasus und umarmen eine Tanne wie eine Chance, die es zu ergreifen gilt. Karl Moser und Henning Pein, beide Mitte fünfzig, Moser kahl, mit Stirnfalten, Pein mit rotblondem Haar. Zwei Handlungsreisende in Förstergrün, die sich in den tiefsten Osten Europas begeben haben, an den Anfang einer Geschichte, die jedes Jahr zu Weihnachten ihr Ende in den Wohnzimmern Westeuropas findet.

24 Millionen Nordmantannen kaufen die Deutschen zu Weihnachten. Aus einer botanischen Rarität ist ein ökonomisches Massenprodukt geworden

Vor zwei Tagen ist Moser morgens um halb sechs in seinen Passat gestiegen und die 50 Kilometer zum Stuttgarter Flughafen gefahren, vorbei am Spalier der Straßenlaternen, durch seine Heimatstadt Nagold mit ihren Brunnen, Parks und Fachwerkhäusern.

Gemeinsam mit Pein betreibt Moser die PlusBaum Samen GmbH. Sie sind die Zulieferer einer Zulieferindustrie: Sie verkaufen Samen an deutsche Baumschulen für alle Bäume, die in Wäldern, Parks und Gärten gepflanzt werden – Eiche, Buche, Douglasie, Weißtanne, Ahorn.

Am meisten Geld verdienen Moser und Pein mit den Samen der Nordmanntanne. "Sie ist der einzige Baum, den die Deutschen konsumieren wie ein Wegwerfprodukt", hatte Moser im Auto gesagt. Jedes Jahr zu Weihnachten, 24 Millionen Mal. Was kaum ein Kunde weiß: Die Samen des Weihnachtsbaums wachsen dort, wo sich Europa in den Weiten Asiens verläuft. Deshalb diese Reise.

Im Transitbereich des Flughafens Istanbul-Atatürk hatte Moser Pein in der Menge gesichtet. Pein, dem auch eine Baumschule in Norddeutschland gehört, war in Hamburg ins Flugzeug gestiegen. Nun schlug ihm Moser auf die Schulter: "Dann woll'n wir mal." Sie tranken ein überteuertes Heineken und stiegen in eine Maschine in die georgische Hauptstadt Tbilissi.

Die schönsten Nordmanntannen wachsen im Kaukasus ab etwa 1.000 Meter Höhe, in der Region Ambrolauri, nahe der Grenze zu Russland. Die Bergrücken fallen zu einem Stausee ab, dem Schaori-See. Tagsüber spiegelt sich die Sonne auf dem Wasser, nachts der Mond. Aus den Tälern steigen Rauchsäulen. Die Menschen heizen ihre Häuser mit Holz, ihre Straßen sind aus nacktem Lehm. Armut und Idylle sehen sich in Ambrolauri zum Verwechseln ähnlich.

1841 hat der finnische Biologe Alexander von Nordmann hier eine Tannenart mit kräftigen Zweigen und tiefgrünen Nadeln entdeckt und sie *Abies nordmanniana* getauft. Lange interessierte dieser Fund nur Botaniker. Bis vor zwanzig, dreißig Jahren stellten die Deutschen an Weihnachten eher einheimische Blaufichten in ihre Wohnzimmer. Doch die Anspruchshaltung im Westen stieg: Weihnachtsbäume sollten tiefgrün leuchten und weder piksen noch nadeln.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als im Osten der Kommunismus zusammenbrach, wurde der Blick auf die Nordmantanne frei. Moser – wie Pein gelernter Gärtnermeister, dazu Außenhandelskaufmann – flog nach Georgien, vermaß Bäume, tüftelte Transportwege aus und wurde gemeinsam mit Pein zum größten deutschen Importeur für georgisches Saatgut.

Drei von vier in Deutschland verkauften Weihnachtsbäumen sind heute Nordmantannen. Moser und Pein haben aus einer botanischen Rarität ein ökonomisches Massenprodukt gemacht.

Die Samen für neue Bäume ließen sich auch in Deutschland ernten, theoretisch. Aber es gibt hier kaum Nordmantannen, man müsste sie erst anpflanzen. Und bis sie Zapfen tragen, dauert es Jahrzehnte. So lange wollen die Weihnachtsbaumproduzenten nicht warten. Also holen sie die Samen für die nächsten Tannen wieder aus Georgien.

Pro Jahr verkaufen Moser und Pein rund zwei Tonnen Samen aus dem Kaukasus an deutsche Baumschulen. Seit einiger Zeit aber stoßen sie auf Konkurrenz, wenn sie nach Ambrolauri kommen.

Früher waren Girici, Tannenzapfen, in Georgien so wertlos wie Laub. Sie fielen von den Bäumen und verfaulten. Seit in Europa die Nordmantanne zum weihnachtlichen Sinnbild avancierte, ist aus den Zapfen ein wertvoller Rohstoff geworden. Sie sind Georgiens Gold. Und um Gold wird gekämpft.

Importeure wie Moser und Pein wollen die Zapfen haben. Aber auch die Einheimischen. Der Staat. Eine Mafia, angeführt von einem georgischen Maiglöckchenhändler. Und noch eine Mafia hinter der Mafia, von Russen geführt.

In den Wäldern von Ambrolauri ist schwer zu erkennen, wer gut und wer böse ist in diesem Kampf.

Am Flughafen Tbilissi wurden Moser und Pein von drei Georgiern empfangen, die so wenig Englisch sprachen wie Moser und Pein Georgisch. Die Verständigung beschränkte sich auf Händeschütteln und schiefes Lächeln, bis eine Dolmetscherin in den gemieteten Geländewagen zustieg.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fünf Stunden dauerte die Fahrt über kurvige Bergstraßen nach Ambrolauri, es folgte eine Nacht auf harten Matratzen, Zähneputzen am Brunnen und nun der Aufstieg durch den Wald. "Wir sollten zusammenbleiben, ich habe hier schon mal die Orientierung verloren", sagt Moser zu Pein.

Am Stamm des perfekten Weihnachtsbaumes hängt ein kleines Metallschild. Darauf steht mit schwarzer Farbe eine Zahl gekritzelt: 4.

Bei ihrem Besuch vor einem Jahr hatten Moser und Pein 33 Bäume markiert, die besonders schön gewachsen waren, deren Zapfen besonders gute Samen versprachen. An die Stämme hatten sie Schilder genagelt. Die meisten sind verschwunden. Moser massiert sich die Schläfen. "Jemand muss die Schilder abgerissen haben", sagt er langsam.

Dabei ist das hier ihr Erntegebiet, offiziell verbrieft. In diesem Wald passieren seltsame Dinge.

Moser überlegt. "Besser, wir entfernen auch dieses Schild", sagt er. "Wir sollten nicht unnötig auf unsere Prachttanne hinweisen."

Bis heute ist Georgien für Moser und Pein ein Land voller Rätsel. Die verlassenen Städte, die schwarzen Fabrikrüinen. "Ich frag mich, was die Menschen hier machen, ich sehe keine einzige Firma, die funktioniert", flüsterte Moser im Geländewagen. Und Pein sagte, er wünsche sich von den Georgiern mehr Elan: "Es ist nicht genug, zu wissen, man muss auch anwenden. Es ist nicht genug, zu wollen, man muss auch tun. Das ist von Goethe."

In vier Wochen, Ende September, soll die Ernte beginnen. Moser und Pein sind nach Ambrolauri gekommen, um die Zapfen zu prüfen, Erntemengen zu berechnen und Verträge mit vertrauenswürdigen Pflückern aufzusetzen. Die vergangenen beiden Jahre waren miserabel: Es gab wenige Zapfen, und die waren auch noch von Insekten zerfressen.

Die Abhängigkeit vom Wetter macht den Kampf um Georgiens Tannenzapfen unberechenbarer als den um andere Rohstoffe. Öl fließt, sobald die Quelle angebohrt ist, Diamanten vertrocknen nicht in wochenlanger Dürre. Doch selbst wenn ein Samensammler an alles gedacht, den besten Wald gefunden, eine Erntelizenz gekauft,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pflücker eingestellt hat – ein nasser Sommer kann alles zunichtemachen. Noch eine schlechte Ernte, und Moser und Pein können kein Saatgut mehr liefern. Dann fehlen in ein paar Jahren in Europa die Weihnachtsbäume.

Moser zückt sein Taschenmesser, legt einen unreifen Zapfen vor sich auf einen Baumstumpf und schneidet ihn der Länge nach auf. Die beiden Hälften kippen rechts und links der Klinge auseinander.

Moser hält die Luft an, dann atmet er langsam aus. Pein, der eine Ansammlung fremdartiger Pilze studiert hat, dreht sich um. "Das wird eine Wahnsinnsernte", sagt Moser. Die Samen liegen gleichmäßig und unversehrt im Inneren des Zapfens. Hunderte kleiner Körner, nicht größer als Sonnenblumenkerne. In einem Monat, wenn kein Harz mehr aus den Zapfen tritt, werden sie reif sein. Dann müssen sie aus bis zu 50 Meter hohen Baumkronen gepflückt werden. Es muss schnell gehen – bevor die Zapfen sich öffnen und der Wind die Samen verteilt.

"So etwas habe ich seit Jahren nicht gesehen", sagt Moser. Seine Stirnfalten haben sich geglättet.

In der Stube von Gia Momzemplidse ist der Tisch für das Abendessen gedeckt. Schüsseln und Teller, gefüllt mit Tomaten, Ziegenkäse, Huhn, Krautsalat, Bohnenbrot, gebackener Paprika, Pflaumensoße. Momzemplidse ist 38 Jahre alt, Vater von zwei Kindern und Förster, angestellt beim Ministerium für regionale Entwicklung und Infrastruktur, gesegnet mit dem Bauchansatz eines Bessergestellten. Im Herbst soll er als Chefpflücker für Moser und Pein arbeiten. Weil es in den Tälern um den Schaori-See keine Hotels gibt, übernachten die beiden Deutschen in seinem Haus.

Es ist nicht aus Holz wie die anderen im Dorf, sondern aus rotem Ziegel. Momzemplidse hat einen Internetanschluss und eine Toilette mit Spülung. Aber die Wände sind dünn, im Winter heult der Wind durch die Fensterritzen.

2 Lari, umgerechnet 85 Cent, bekommen die Schwarzpflücker für ein Kilo Zapfen. Läuft es gut, verdienen sie mit den Zapfen aus zwei Baumkronen 170 Euro

Momzemplidse hebt das Weinglas. "Auf die Freundschaft zwischen Deutschland und Georgien", sagt er. Er trinkt das Glas in einem Zug aus, dreht es um, lässt den

letzten Tropfen auf seinen Daumennagel rinnen und leckt ihn ab. "So macht man das bei uns, es muss völlig leer sein."

Er stellt Moser ein randvolles Glas hin. Der mag nicht schon wieder trinken. Der süße Wein bekommt ihm nicht. Nach jeder Georgien-Reise schreibt er in sein Notizbuch: "zu viel gelabert".

Aber was soll er machen? Es geht jetzt darum, sich gegenseitig Vertrauen anzutrinken.

Moser nimmt einen Schluck. Dann fängt er an, über die Arbeit zu sprechen. "Wir haben in Deutschland ein Problem", sagt er. "Billiges Saatgut überschwemmt den Markt. Es steht Ambrolauri als Herkunftsort drauf, aber es muss illegal geerntet worden sein, sonst wäre es nicht so billig. Diese Mafiosi machen uns das Geschäft kaputt."

Momzemlidse nickt und schweigt.

Moser und Pein haben von Jahr zu Jahr weniger Kundenanfragen. Immer mehr Konkurrenten bieten Samen aus Georgien an, immer weniger Baumschulen kaufen bei der PlusBaum Samen GmbH.

2009 hat das georgische Wirtschaftsministerium die 80.000 Hektar Wald um den Schaori-See aufgeteilt und Erntelizenzen versteigert. Moser und Pein haben eine fünfstellige Summe bezahlt, damit sie in ihrem Waldabschnitt zwölf Jahre lang jede Saison 17,5 Tonnen Zapfen ernten dürfen, aus denen sich ihre knapp zwei Tonnen Samen kratzen lassen.

Doch die Ordnung hat Risse bekommen. Einem skandinavischen Unternehmen wurde die Lizenz geschenkt, heißt es. Und die Regierung hat angefangen, für weitere Waldgebiete einjährige Zusatzlizenzen herauszugeben. Mehr Wald heißt: mehr Samen. Das macht den Preis kaputt.

Moser und Pein stellten auch fest, dass im Herbst während der Ernte oft gar nicht kontrolliert wird, wer eine Lizenz besitzt. "Das ist eine Riesensauerei", schimpft Moser. "Unsere teure Lizenz ist für die Katz."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor einigen Jahren wollten Unbekannte die beiden Deutschen erpressen: Sie verlangten Schutzgeld. Als Moser und Pein nicht zahlten, wurden ihre Pflücker von bewaffneten Männern überfallen. Danach trugen die Pflücker eine Zeit lang Maschinenpistolen bei sich. Wie Nebel liegt jetzt das Misstrauen über den Wäldern und Dörfern rund um den Schaori-See. Wer Freund ist und wer Feind, ist oft spät zu erkennen. Manchmal gar nicht.

Gia Momzemlidse arbeitet seit zehn Jahren für Moser und Pein. Er hält die beiden Deutschen für ein wenig steif. Sie trinken nicht und lassen die Samen jedes Jahr von einem Institut für Forstgenetik untersuchen. Aber sie haben auch ihre gute Seite. Sie zahlen pünktlich und meist mehr als die Konkurrenz.

Im vergangenen Jahr, als die Ernte schlecht war, versuchte ein Georgier im Auftrag des dänischen Großunternehmens Levinsen & Abies, Momzemlidses Pflückern die Zapfen für Moser und Pein zu einem noch höheren Preis abzukaufen. Momzemlidse verprügelte ihn. Seitdem gilt er als eine Art ständige Vertretung der PlusBaum Samen GmbH in Georgien.

Drei Tage lang bereiten Moser und Pein in Ambrolauri ihr Weihnachtsbaumgeschäft vor. Sie gehen mit Momzemlidse Wachteln schießen. Sie spähen mit einem Feldstecher die Zapfen im Waldabschnitt ihres dänischen Rivalen aus. Sie messen mithilfe eines elektronischen Chips, den sie voriges Jahr im Unterholz versteckt haben, die Temperatur im Wald, begutachten die Maschine, mit der die Samen aus den Zapfen getrennt werden, und müssen mit Momzemlidse dauernd einen trinken. Einmal flüstert Moser zu Pein: "Zum Glück sind die nicht in der EU."

Es gibt neuerdings noch einen Konkurrenten, der Moser und Pein Ärger macht: Fair Trees, auch aus Dänemark. Die Marke wirbt damit, ihre Weihnachtsbäume seien fair gehandelt. Die Pflücker tragen Schutzhelme, ein Teil des Erlöses geht an die lokale Bevölkerung. Kommt gut an bei deutschen Käufern.

Moser und Pein haben sich eine Gegenstrategie überlegt: Bio-Bäume. Beim Frühstück am Tag ihrer Abreise legen sie Momzemlidse einen Arbeitsvertrag für alle seine 15 Pflücker vor. Ein ordentlicher, schriftlicher Kontrakt zwischen deutschen

Auftraggebern und georgischen Pflückern ist erste Voraussetzung für eine Bio-Zertifizierung.

Auf dem DIN-A4-Papier stehen einige Verhaltensregeln für die Ernte: keine Steigeisen an die Füße schnallen, weil die den Stamm verletzen. Nie die ganze Baumkrone abernten. Keine Äste abbrechen. Und: Alle Arbeiter tragen Sicherheitsausrüstung.

"Warum steht das da?", fragt Momzemlidse. "Einen Helm will ich nicht, der ist zu schwer. Und Schutzkleidung? So etwas besitzen wir nicht. Zu teuer. Das unterschreibe ich nicht."

Moser zieht die Augenbraue hoch. "Helme bringen wirklich nichts", sagt er. "Wenn man runterfällt, ist eh Ende."

Momzemlidse rennt raus und kommt mit einer rot-blau geringelten Kindermütze wieder, die er sich tief in die Stirn zieht. "So etwas brauchen wir, damit das Harz die Haare nicht verklebt", sagt er.

Mützen? Moser und Pein schauen sich an.

Helmverschlüsse, sagt Momzemlidse, verhaken sich dauernd in den Zweigen. Aber Mützen sind nicht bio. Tief im Kaukasus trifft europäische Ethik auf georgischen Pragmatismus. Es geht hin und her.

Irgendwann sagt Pein mit einem Seufzer: "So viel Streit dafür, dass der Weihnachtsbaum später Ruhe und Frieden verbreiten soll."

Bevor er mit Pein zurück nach Tbilissi fährt, besucht Moser den Provinzgouverneur. Vielleicht kann er helfen, das Chaos im Wald einzudämmen. In Ambrolauri, der regionalen Hauptstadt, leben 2.400 Einwohner, acht von zehn Erwerbsfähigen hier haben keinen festen Job. Im Rathaus – außer der Polizeistation das einzige Gebäude im Ort, das nicht aussieht, als könne es jeden Augenblick einstürzen – sitzt der Gouverneur hinter einem dunklen Konferenztisch und schaut Moser an. In seinem Gesicht regt sich nichts. Im Regal stehen Spirituosen.

"Sie möchten etwas für die Bevölkerung tun?", fragt der Gouverneur. "Gute Idee! Uns fehlt es an allem. Wenn Sie eine Straße bauen oder eine Schule sanieren,

helfen wir gerne." Für Moser läuft das Gespräch in die falsche Richtung. Das liegt an Momzemplidse. Er hatte das Treffen vereinbart und Moser anvertraut: "Für einen Termin beim Gouverneur braucht man einen guten Grund. Ich habe gesagt, ihr wollt euch sozial engagieren."

"Wir überlegen uns das", sagt Moser zum Gouverneur. "Aber Sie müssen sich zuerst darum kümmern, dass nicht weiter illegal Saatgut geerntet wird. Das ruiniert uns das Geschäft."

"Ein großes Problem!", stimmt der Gouverneur zu, wirkt aber nicht besonders besorgt. Die Dolmetscherin hatte Moser empfohlen, keine Visitenkarte herauszugeben. Er solle sagen, er habe sie vergessen. Man wisse nie, wer alles von der Mafia bezahlt werde.

Moser und Pein reden wenig auf dem Rückflug nach Europa. Moser blättert im Nadel-Journal, dem Branchenmagazin. Pein liest in einem Buch namens Der Mönch, der seinen Ferrari verkaufte, eine Empfehlung seiner Yogalehrerin.

Anfang September, Moser und Pein sind seit zehn Tagen aus Georgien zurück, findet im sauerländischen Eslohe die Internationale Weihnachtsbaumbörse statt. Im Sauerland liegt das größte zusammenhängende Weihnachtsbaum-Anbaugebiet Europas, 11.000 Hektar groß. Hier werden aus Samen Bäume, wachsen Tannen und Profit. Als der Orkan Kyrill 2007 ganze Wälder fällte, nutzten die Baumproduzenten die Gelegenheit, um auf noch mehr Flächen kleine Nordmantannen anzupflanzen.

Die Branche trifft sich in einer Schützenhalle außerhalb des Ortes. Hier hält am Wochenende nicht einmal ein Bus. 1.500 Besucher reisen an, aus Bayern, dem Schwarzwald, auch aus Dänemark, Besitzer von Baumschulen, Samenhändler, Weihnachtsbaumverkäufer. Maschinenbauer kommen mit Anhängern, auf die riesige Apparate zum Düngen, Fällen oder Verpacken von Weihnachtsbäumen geschnallt sind. Schweres Gerät, fast wie für einen Krieg. Es regnet. In der Halle gibt es belegte Brote.

Der Vorsitzende des Bundesverbandes der Weihnachtsbaumerzeuger hält eine Begrüßungsrede. "450 Millionen Euro stehen nicht für irgendwas, sondern für den Umsatz im Weihnachtsbaumgeschäft", ruft er. "450 Millionen Euro stehen auch für

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Arbeitsplatzsicherheit. Das verstehen die da oben in der Politik langsam. Trotzdem bekommen wir Weihnachtsbaumproduzenten keine Subventionen wie andere Landwirte, wir kämpfen auf dem freien Markt."

Moser nickt zustimmend. Um ihn herum sitzen Männer in Gummistiefeln, karierten Hemden und bunten Funktionsjacken. Männer, die wenig Worte machen. Man braucht gute Nerven, wenn es im November regnet, stürmt und schneit, die Maschinen im Matsch versinken oder einfrieren und 80 Millionen Deutsche trotzdem erwarten, dass der Baum pünktlich zu den Feiertagen in ihrem Wohnzimmer steht.

Moser tritt in den Regen hinaus. Er sieht den Messestand von Levinsen & Abies, dem Konkurrenten aus Dänemark, auf dessen Unterhändler Mosers Chefpflücker Momzemlidse im vergangenen Jahr wütend einschlug. Einer der Geschäftsführer sitzt unter dem Dach des Stands.

"Und, wie läuft es bei euch dieses Jahr?", fragt Moser. Er schildert das Problem mit dem illegalen Saatgut. "Es wäre schön, wenn ihr da auch mal was unternehmen würdet", sagt Moser.

Der Däne reagiert kaum. "Ja, das ist schon ein Problem", sagt er dann. Die Schlägerei erwähnen beide mit keinem Wort. Was in Georgien passiert, bleibt in Georgien.

Mit dem Herbst kommt der Regen nach Ambrolauri. Im Haus des Chefpflückers Momzemlidse stapeln sich Etiketten, die bald auf prall gefüllten Säcken kleben sollen. Vor ein paar Tagen holten die Männer einen Zapfen vom Baum und pressten ihn mit den Händen zusammen. Es tropfte Harz heraus, für die Ernte ist es noch zu früh. Ab und zu ruft Moser an, dieser gewissenhafte Deutsche, und sagt, die Georgier sollten sich gedulden. Von Tag zu Tag würden die Samen besser. Also liegt Gia Momzemlidse im Wohnzimmer auf dem Sofa und schläft.

Auch sein Nachbar, 20 Jahre alt, wartet und spielt mit einem Cousin Backgammon. Jeden Herbst kommt er für die Zapfenernte hinauf in die Berge, um für Momzemlidse auf die Bäume zu klettern. Das übrige Jahr schuftet er in einer Kohlenmine. "Lieber würde ich das ganze Jahr über Zapfen pflücken", sagt er. Aber die Erntezeit dauert nur zwei Wochen. Seine Frau trägt ein Baby auf dem Arm. Die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hälfte der 60 Familien im Dorf haben Zapfenpflücker im Haus. In den umliegenden Dörfern ist es dasselbe. Alle sitzen und warten und belauern den Nachbarn.

Wer zu früh pflückt, kommt mit unreifen Zapfen nach Hause. Aber wer zu spät in die Bäume steigt, verdient womöglich gar nichts – sogar in einem guten Jahr wie diesem. Weil dann schon die Schwarzpflücker in den Wäldern waren und ihre Beute illegal, am Zoll vorbei, nach Europa verkauft haben.

Die Manager von Fair Trees schätzen, dass mittlerweile 70 bis 90 Prozent der Nordmannsamen, die in den Westen kommen, illegal geerntet sind. Dass diese Fehlerware, zu früh gepflückt und schlecht gelagert, manchmal nichts taugt, wird in den Baumschulen erst ein paar Jahre später deutlich. Bis aus einem weit gereisten Samen ein Weihnachtsbaum wird, vergehen etwa acht Jahre.

Hinter Momzemlidses Haus stehen sieben Pflücker mit verschränkten Armen. Momzemlidse hat sie zusammengerufen. "Die Tannenzapfen sind für uns Milch, Honig und Brot", sagt er. "Besser wäre natürlich, wenn direkt das Geld oben hinge." Die Männer lachen. Auf Anweisung der Deutschen soll Momzemlidse ihnen zeigen, wie man einen Klettergurt anzieht. Moser und Pein haben auch Öljacken und Gummihosen geschickt, Schutzkleidung. "Wenn die gut ist, ziehe ich die auch sonst an", sagt einer.

Die Winter sind hart in Georgiens Bergen, die Temperaturen fallen weit unter null, die Brunnen frieren zu. Mit dem Schnee kommen Bären und Wölfe in die Dörfer, auf der Suche nach Nahrung.

Die meisten Menschen gehen dann ins Tal hinunter, in die Städte. Sie erzählen sich wilde Geschichten von Betrug, Verrat und unermesslichem Reichtum. In ihren Wäldern wachsen die Verschwörungstheorien mittlerweile schneller als die Bäume.

Ein reicher Jude, heißt es, habe 25 Dollar pro Kilo Zapfen bezahlt, bis er auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen sei. Und der russische Präsident Putin höchstpersönlich besitze einen Wald mit Nordmantannen nördlich des Schwarzen Meeres.

Trotz der Gerüchte wissen viele Männer nach wie vor nicht, was mit den Zapfen geschieht, für die sie in die Bäume klettern. Daraus werde in einem fernen Land

Parfüm hergestellt, vermuten manche. Von deutschen Weihnachtsbaumplantagen haben sie nie gehört. Weihnachtsbäume kauft in Georgien niemand, abgesehen von ein paar Reichen in Tbilissi.

Auch die Pflücker von Fair Trees warten, auf 1.800 Meter Höhe, mitten im Wald. Seit drei Tagen und zwei Nächten hoffen sie, dass der Regen aufhört. Er macht die Stämme glitschig und das Klettern noch gefährlicher. Die Chefs haben verboten, bei Regen zu klettern. Sie haben auch verboten, ohne Sicherheitsausrüstung in die Bäume zu steigen.

Schweigend hocken die Männer um ein kleines Feuer und rauchen. Ab und zu verschwindet einer mit der Axt im Wald und kommt mit ein paar feuchten Holzscheiten zurück. Mit einer Plastikplane und Ästen haben sie ein Dach über ihrer Schlafstätte gebaut, dort liegen Schlafsäcke und zwei Gewehre.

Bio, öko, fair gepflückt – der Regen von Ambrolauri verwäscht alle Labels. Mosers und Peins Pflücker unten im Dorf haben zwar keine Helme, warten aber im Warmen. Die Erntehelfer der sozial engagierten Dänen sind ausgerüstet wie Bergsteiger, hausen aber im Wald wie in einem Slum. Dafür gewährt Fair Trees den Kindern der Pflücker kostenlose Arztbesuche.

Weiter unten ruckelt ein grauer Pick-up durch den Wald. Das hier ist offiziell das Erntegebiet der Dänen von Levinsen & Abies. Der Wald von Moser und Pein ist nicht weit. Drei kräftige Männer mit grimmigem Blick, dunklen Bärten und verdreckter Arbeitskleidung springen aus dem Auto. Dann ein dünner Junge, keine zwanzig Jahre alt. Es sind Schwarzpflücker.

Die vier Männer stammen aus dem Nachbardorf. Der Wald ist ihnen vertraut, sie sind hier aufgewachsen. Dieses Jahr soll der Schwarzmarktpreis hoch sein, haben sie gehört, zwei Lari pro Kilo Zapfen, umgerechnet 85 Cent. Sonst gab es manchmal nur 20 Cent.

In einer guten Baumkrone hängen bis zu 100 Kilo. Zwei Baumkronen bringen dieses Jahr also rund 170 Euro, das entspricht fast dem monatlichen Durchschnittseinkommen in Georgien.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Jüngste zieht sich eine harzverschmierte Wollmütze mit Augenschlitz über den Kopf, wie ein Bankräuber steht er im Wald. Er streift sich rote Handschuhe über und geht mit hochgezogenen Schultern und federndem Gang auf eine schmale Tanne zu. Seit er acht Jahre alt ist, steigt er in die Bäume.

Wie eine Katze zieht er sich am ersten Ast hoch, greift nach dem nächsten, immer dicht am Stamm. Er klettert schnell und still, immer höher, die Äste sind jetzt dünner als seine Handgelenke. Je höher er klettert, desto mehr schwankt der Baum.

Dann steht er oben in der Krone, die Baumspitze dicht neben seinem Gesicht. Mit einer Hand hält er sich am obersten Ast fest, der dünn ist wie ein Finger, dafür voll buschiger Nadeln. Mit der anderen Hand bricht er die Zapfen ab und wirft sie herunter. Durch die Äste rauschen sie bis auf den Waldboden.

Als keine Zapfen mehr in der Krone hängen, beugt er sich mit dem Oberkörper nach hinten wie ein Weitspringer beim Anlauf, schnellt dann nach vorne, sodass der Baum zu schwanken beginnt. Ein paar Mal schwingt er hin und her, dann springt er ab und greift nach der Spitze der Nachbartanne. So hat er sich einen Ab- und einen Aufstieg gespart.

Unten lehnt der Anführer der Gruppe an einem Baum. Sein Name sei Bekia Kemoklidse, sagt er. Er hat tiefe Augenringe, seine Lippe ist aufgeplatzt. "Manche von uns können zwölf Baumkronen hintereinander abernten", sagt Kemoklidse, "ohne den Boden zu berühren."

Einer seiner Komplizen sammelt die Zapfen auf. "Früher ist auch er in die Tannen gestiegen", sagt Kemoklidse, "aber vor fünf Jahren hatte er einen Unfall." Er war den Stamm bis zur Hälfte hochgeklettert, da brach ein Ast. Ein gebrochener Arm, gebrochene Rippen, die sich in die Lunge bohrten. Wäre er von oben abgestürzt, wäre er jetzt tot.

Fast jedes Jahr stirbt ein Pflücker. Viele verletzen sich. "Ich würde trotzdem keinen Klettergurt anlegen", sagt Kemoklidse. "Wenn man 30 Meter hoch- und 30 Meter runtersteigt, und das mehr als zehnmals am Tag, zählt jedes Gramm. Und wenn der Ast bricht, an dem das Seil hängt, schützt auch ein Gurt nicht."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zapfen fallen auf den Waldboden. Der Junge hat auch den zweiten Baum abgeerntet. Er hangelt sich von Ast zu Ast hinunter, nicht am Stamm entlang, sondern außen an den Zweigen, das geht schneller. Er rutscht ein Stück auf einem Zweig, greift nach dem nächstunteren, rutscht weiter, bis er unten auf dem Boden steht, heftig atmend.

Es dämmt. Die vier Männer machen ein Feuer, holen Wein in Plastikflaschen aus dem Auto, Wurst, Brot, Thunfisch aus der Dose. Sie stellen die Konserven an die Flamme, spießen Käse auf Holzspieße. Kemoklidse hebt das Glas. "Auf alle Menschen, egal, aus welchem Land sie kommen. Auf unsere Kinder, denn Kinder bedeuten Fortschritt." Die Männer stehen in der Dunkelheit, unbeeindruckt vom Regen, der ihre Pullover und Anoraks durchnässt.

Von dem System der Erntelizenzen haben die Schwarzpflücker gehört. Es stört sie nicht, dass Männer wie Moser und Pein sie Zapfendiebe nennen. "Mein Großvater, mein Urgroßvater und sein Vater haben diese Bäume gepflegt", sagt Kemoklidse. Als Kinder haben sie in diesem Wald gespielt, warum sollten sie keine Zapfen pflücken? "Der Wald gehört den Menschen, die hier leben", sagt Kemoklidse.

Es ist dunkel geworden. Vom Tal steigt Gebrumm herauf. Voll beladene Pick-ups rollen auf die Dörfer zu. Wer nicht direkt für eine Saatgutfirma arbeitet, wie die von Moser und Pein, muss seine Zapfen schnell anderswo loswerden. In den Gärten der umliegenden Weiler stapeln sich Säcke auf Holzgestellen, hinter vorgehaltener Hand werden Namen von Schleusern und Zwischenhändlern gezischt.

Nur noch ein paar Wochen bis Weihnachten, in den deutschen Supermärkten liegen längst Lichterketten und Lametta. In den Wäldern von Ambrolauri ist vom Fest der Liebe nichts zu spüren: Der dänische Chef der Firma Levinsen & Abies wird von seinen eigenen Pflückern verprügelt, weil er nicht den Preis zahlen will, den sie ihm mit einem Streik abgerungen haben. Ein gutes Jahr ist manchmal schlecht – plötzlich sind da mehr Samen, als sich verkaufen lassen.

Auch Moser und Pein scheinen zu pokern: Sie richten Momzemlidse aus, mit der Ernte weiter zu warten. Es ist nicht mehr klar, ob es den Deutschen um die Reife der Zapfen geht. Oder ob sie auf fallende Preise spekulieren. Oder einfach nur ratlos sind.

Eines Nachts steigt Momzemlidse in seinen Jeep. Der Nebel liegt über dem Weihnachtsbaumwald wie in einem alten kaukasischen Märchen. Moser und Pein haben noch immer kein Signal zur Ernte gegeben. Die Scheinwerfer von Momzemlidses Wagen schneiden einen gelben Kegel in die Dunkelheit. Im Labyrinth der Bäume sieht er ein paar Gestalten. Sie füllen Tannenzapfen in große Säcke.

Das hier ist der Waldabschnitt der PlusBaum Samen GmbH. Aber es sind nicht Momzemlidses Pflücker.

Momzemlidse stößt einen Fluch aus.

Boko Haram

Westliche Bildung ist Sünde – das ist das Credo einer islamistischen Sekte, die im Norden Nigerias für einen Gottesstaat mordet. Seit Boko-Haram-Kämpfer 200 Schülerinnen entführten, ist die Weltöffentlichkeit aufmerksam geworden. Ein GEO-Team war vor Ort. Für den waghalsigen Versuch, die Strukturen des Terrors zu ergründen

Von Michael Obert, GEO, erschienen in 07/2014

Der Blick aus ihren weit aufgerissenen Augen ist an die Decke geheftet, als liege allein ihr fiebernder Körper vor uns auf dem Krankenbett. Ihr zerschossener Unterarm steckt in Gips, aus ihrem Schienbein ragt eine Stahlkonstruktion. Daneben das Baby der Verletzten. Wie einen verstümmelten Flügel hebt und senkt es den kurzen Stumpf an seiner Schulter. Eine Kugel hat den linken Arm der Kleinen zerschmettert. Er musste oberhalb des Ellbogens amputiert werden. Die Frau im Bett will uns erzählen, was geschehen ist, doch lange bringt sie kein Wort heraus. Ihre Zähne knirschen. Schweiß tritt auf ihre Stirn. „Sie hielten uns für tot“, sagt sie schließlich. „Nur deshalb leben wir noch.“

Mit langen Unterbrechungen und so leise, dass wir sie oft kaum verstehen können, berichtet uns Mary Ngillari, eine junge Frau mit feinen Gesichtszügen und Ziernarben auf den Wangen, von dem Grauen, das sie mit ihrer Tochter Afiniki wenige Tage zuvor durchlebt hat: ein Sonntagmorgen im Januar, kurz nach 10 Uhr. In der Dorfkirche von Waga Chakawa im Nordosten Nigerias begehen 200 Christen die katholische Messe. Auf dem Altar flackern Kerzen, in den Gängen spielen Kinder. Als der Priester gerade damit beginnt, den Gläubigen die Hostien zu reichen, fallen draußen Schüsse. Sprengsätze fliegen durch die Fenster, explodieren mitten in den Reihen der Betenden. Männer mit Kalaschnikows reißen die Tür der Kirche auf. Sie tragen Turbane, ihre Gesichter sind mit Erdfarben beschmiert. „Allahu akbar“, schreien sie – Gott ist groß! Dann mähen sie die Menschen nieder.

„Blut, überall Blut“, stottert Mary Ngillari in ihrem Krankenbett und erzählt, wie sie mit der acht Monate alten Afiniki an der Brust über die Körper von Toten und Verletzten ins Freie taumelte. Draußen registrierte sie noch, dass die Angreifer in Geländewagen mit aufgebockten Maschinengewehren und Granatwerfern gekommen waren. „Dann spürte ich einen brennenden Schmerz.“ Die erste Kugel durchschlug ihren Unterarm und den Ellbogen ihres Babys. Eine zweite traf Mary ins rechte Fußgelenk, eine dritte streifte ihre Hüfte. Doch da lag sie schon ohnmächtig am Boden und begrub ihr Kind unter sich. Die Angreifer hielten sie für tot. Allen anderen Verletzten schnitten sie die Kehle durch. „Die Boys, die Boys“, stammelt Mary und drückt ihr Baby an sich. „Es waren die Boys.“

26. 01. 2014. Waga Chakawa, Bundesstaat Adamawa. Angriff auf eine katholische Kirche, mindestens 60 Tote

Seit Tagen suchen wir im Norden Nigerias nach Informationen über eine der gefährlichsten Terrorgruppen der Welt. Kaum jemand in der Grenzregion zu Niger, Tschad und Kamerun wagt es, ihren wirklichen Namen auszusprechen. Schon dessen Klang jagt den Menschen Todesangst ein. Die islamistische Killertruppe hat Nigerias Zentralregierung den Krieg erklärt und kämpft im Norden für einen Gottesstaat. Wie ein Fluch liegen die vier Silben des Namens über dem Land: Boko Haram – Westliche Bildung ist Sünde.

Bis zu 10 000 Todesopfer sind die Bilanz des Konflikts zwischen Boko Haram und der nigerianischen Regierung seit 2001. Allein bis Ende März 2014 sind nach Schätzungen von Amnesty International bereits mehr als 1500 Menschen durch Anschläge von Boko Haram gestorben. 290 000 Nigerianer sind auf der Flucht, über die Hälfte davon Kinder. Und trotzdem ist über die „nigerianischen Taliban“ wenig bekannt. Mit unserer Recherche wollen wir versuchen, der Antwort auf einige Fragen näherzukommen: Was treibt Boko Haram an? Wie groß ist die Unterstützung für die Kämpfer in der Region, und woher kommt sie? Woher beziehen sie mutmaßlich ihr Geld, ihre Waffen, wer bringt ihnen bei, Autobomben zu bauen, Raketenwerfer zu bedienen? Und welche Verbindungen hat Boko Haram zu internationalen Terrornetzwerken, die auch die westliche Welt bedrohen?

So viel ist klar: In der Sahelzone haben in den vergangenen Jahren zahlreiche islamistische Gruppierungen eine breite Front aus Aufständen und Konflikten eröffnet, die von Mauretanien an der Atlantikküste quer durch Afrika bis nach Somalia am Indischen Ozean reicht. Die Extremisten stehen dem Terroristennetzwerk von al-Qaida nahe. Ihr Ziel ist es, demokratisch gewählte Regierungen zu destabilisieren, zu Fall zu bringen und durch einen Gottesstaat zu ersetzen. „Sahelistan“, wie der französische Außenminister Laurent Fabius die Krisenregion südlich der Sahara nennt, entwickelt sich zu einem neuen Aufmarschgebiet des internationalen Terrorismus.

26. 01. 2014. Kawuri, Bundesstaat Borno. Überfall auf einen Markt, Bombenanschläge, 300 niedergebrannte Häuser, 52 Tote

Im Hintergrund unserer Reise tickt ein gnadenloser Bodycount. Eine auf lokalen Handys verbreitete App zeigt an, wie bei immer neuen Anschlägen die Zahl der Opfer steigt. Auch in den Wochen, in denen wir in Nordnigeria nach den Spuren von Boko Haram suchen, töten die Islamisten Hunderte Menschen. Aber in der nigerianischen Hauptstadt Abuja ernten wir Schweigen, wo immer wir uns nach Boko Haram erkundigen. Im Innenministerium, beim Oberkommando der Armee, bei der Polizeiführung – überall verschlossene Türen. Senatoren und Generäle sind plötzlich verreist, samt Stellvertreter. Informanten verabreden sich mit uns, tauchen dann aber nicht auf. Einen Schuldirektor, von dem bekannt ist, dass er Morddrohungen von Boko Haram erhält, erreichen wir auf seinem Handy. Können wir ihn treffen? „Auf keinen Fall“, schreit er ins Telefon und legt auf. Selbst der Obsthändler an einer Straßenecke zuckt zusammen, als wir ihn auf Boko Haram ansprechen: „Sie werden euch in die Augen schießen!“

In Abuja kommen wir nicht weiter. Und nach Maiduguri, in die Hauptstadt des nordöstlichen Bundesstaates Borno, wo Boko Haram gegründet wurde, lässt uns das Militär nicht reisen. Über Borno und die benachbarten Bundesstaaten Yobe und Adamawa ist seit Mai 2013 der Ausnahmezustand verhängt. Das Mobilfunknetz wurde abgeschaltet. Flüge sind ausgesetzt. Und heimlich über Land will niemand mit uns fahren: Zwölf Stunden quer durch das Territorium von Boko Haram – das wäre vermutlich Selbstmord.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wir umfahren das Sperrgebiet von Abuja aus. Eine gut ausgebaute Autobahn führt uns direkt in den Norden, wo sich aus sonnenverbrannten Ebenen mächtige Granitrücken erheben, gesäumt von Affenbrotbäumen und Schirmakazien. Nach zwei Stunden erreichen wir Kaduna, die Hauptstadt des gleichnamigen nördlichen Bundesstaates.

„Boko-Haram-Kämpfer tragen keine Uniform, sie geben sich nicht zu erkennen“, sagt uns Shehu Sani unter dem Vordach seines Hauses; in den Büschen des angrenzenden Gartens, jenseits des Stacheldrahts auf der Mauer, raschelt der Wind. „Dein Nachbar, dein Kollege, dein Freund, selbst dein Vater – jeder könnte ein Boko Haram sein.“ Boko Haram lauere überall. „Ein falscher Schritt, und du liegst in deinem Blut“, sagt Shehu Sani.

Er ist Menschenrechtsaktivist, wird bei den Wahlen im Februar 2015 für einen Senatorenposten in Kaduna kandidieren und ist einer der wenigen Politiker, die es wagen, mit Journalisten zu sprechen. 2011 hat der kräftige kleine Mann als Chefvermittler Friedensgespräche zwischen den Islamisten und der Regierung von Präsident Goodluck Jonathan moderiert. Der Dialog scheiterte. Seither gilt Shehu Sani immerhin als Experte für die mysteriöse Untergrundorganisation. „In Nigeria gibt es keine vernünftige Staatsführung“, sagt er, „nur deshalb konnte sich Boko Haram so rasant verbreiten.“

Ihre religiösen Wurzeln haben die Islamisten in der Izala-Sekte, einer Gruppe muslimischer Prediger im Nordnigeria der 1970er Jahre. Etwa 2001 übernimmt ein Mann namens Mohammed Yusuf die spirituelle Führung einer Splittergruppe besonders radikaler Eiferer. Der konservative, aber gewaltlose Imam ist damals Anfang 30 und hat an der Universität von Medina in Saudi-Arabien Theologie studiert. In der Millionenstadt Maiduguri, im Nordosten Nigerias, prangert Yusuf in seinen Predigten die Korruption an, den Mangel an Arbeitsplätzen und die Armut, die im muslimischen Norden herrscht.

Nigeria ist mit rund 165 Millionen Einwohnern das bevölkerungsreichste Land Afrikas. Im Süden leben vorwiegend Christen und Angehörige animistischer Religionen, im Norden dominieren Muslime. Die Wirtschaftszentren und riesigen Ölfördergebiete Nigerias liegen fast ausschließlich im Süden des Landes. Der Gewinn

aus den Erdölexporten wird zwar über die Bundesstaaten verteilt, versickert aber dann – einem Bericht der Weltbank zufolge – in den Taschen von nur einem Prozent der Bevölkerung. Trotz der Erdöleinnahmen von 95 Milliarden Dollar jährlich leben im Norden mehr als drei Viertel der Menschen in absoluter Armut. „Der Süden boomt, den Norden lassen sie verhungern“, beschreibt Shehu Sani ein hier weithin verbreitetes Gefühl.

Von Anfang an führt Yusuf, der Extremistenführer, die ungerechte Verteilung auf den Einfluss des Westens zurück. Die Lösung sieht er in der radikalen Umsetzung der Scharia, der islamischen Rechtsprechung. Demokratische Wahlen lehnt Yusuf ab. Darwins Evolutionstheorie hält er für eine Erfindung des Westens, stattdessen lehrt er, dass die Erde eine Scheibe sei. Er verdammt westliche Marken-Lebensmittel in Nigeria, von Maggi-Suppenwürfeln bis zu britischer Zahnpasta von Macleans. Vor allem das westliche Bildungskonzept steht für Yusuf im Konflikt mit seiner strengen Auffassung des Islam. Daher taufen die Leute seine Bewegung um das Jahr 2002 Boko Haram, eben Westliche Bildung ist Sünde. Ihr offizieller Name aber lautet Jama'atu Ahlis Sunna Lidda'awati Wal-Jihad – Gemeinschaft der Sunniten zur Verbreitung der Lehren des Propheten und des heiligen Krieges.

Yusufs Anhängerschaft hat sich bereits in ganz Nordnigeria ausgebreitet, als die Polizei 2009 in Maiduguri eine Gruppe von Sektenjüngern auf Motorrädern erschießt. „Mit der Begründung, sie hätten keine Helme getragen“, präzisiert Sani. Aus Rache greift Boko Haram daraufhin Polizeistationen und andere öffentliche Gebäude an. Rund 800 Menschen sterben. Yusuf wird verhaftet, kurz danach liegt er tot auf der Straße, gezeichnet von Folterspuren. Auf der Flucht erschossen, behaupten Regierungsvertreter. Neuer Anführer der Islamisten ist seither Abubakar Shekau, Yusufs ehemaliger Stellvertreter. „Allah befiehlt uns, eure Köpfe abzuschlagen, eure Glieder abzuschlagen, eure Leichen zu verstümmeln“, hat der vollbärtige Sektenchef in Tarnanzug und mit Kalaschnikow die Welt unlängst in einer Videobotschaft wissen lassen.

„Die wichtigen Entscheidungen bei Boko Haram trifft ein 32-köpfiger Rat“, verrät uns Shehu Sani am Ende unseres Besuchs in Kaduna. „Dieser Rat legt fest, wo die Bomben explodieren und wer getötet wird.“ Die Kriterien der Entscheidung über

Leben und Tod bleiben ein Geheimnis. Die Zahl der aktiven Kämpfer schätzt Sani auf „mindestens 5000“.

Wer aber sind diese Männer? „Niemand weiß, wer sie sind“, sagt Sani. Selbst als Chefvermittler habe er nie einen Boko Haram zu Gesicht bekommen. „Alle Kontakte liefen über ihre Familien, die das Besprochene an sie weitergaben.“ Die Kämpfer finden? Direkt mit ihnen sprechen? „Sollte Ihnen das gelingen“, sagt Sani zum Abschied, „seien Sie bereit, auf grausame Art zu sterben. Und beten Sie.“

11. 02. 2014. Konduga, Bundesstaat Borno. Angriff mit automatischen Waffen und Sprengstoff, 20 Schülerinnen entführt, 57 Tote

Neben Boko Haram sind südlich der Sahara eine ganze Reihe islamistischer Gruppierungen aktiv, die eine 7500 Kilometer lange Blutspur quer durch den Kontinent ziehen. Mit bis zu 2000 Kämpfern terrorisiert al-Qaida im Islamischen Maghreb (AQIM), einer afrikanischen Filiale des von Osama bin Laden gegründeten Terrornetzwerks, seit Jahren den Sahel. 2012 eroberte AQIM kurzzeitig den Norden von Mali, ein Gebiet doppelt so groß wie Deutschland. Im benachbarten Mauretanien, einem der am dünnsten besiedelten Länder der Welt, finden die Extremisten einen idealen Unterschlupf. In der Republik Niger jagen sie militärische Einrichtungen in die Luft. Auch in der im Norden muslimisch und im Süden christlich dominierten Elfenbeinküste steigt die Angst vor ihren Angriffen.

Und das ist nicht alles. Östlich des Operationsgebiets von Boko Haram, in der sudanesischen Krisenregion Darfur, haben muslimische Reitermilizen bis vor Kurzem Massaker an der Zivilbevölkerung verübt. Im benachbarten Tschad überlagern muslimisch-christliche Spannungen inzwischen die alten sozialen Konflikte, die zu mehreren Bürgerkriegen geführt hatten. In der Zentralafrikanischen Republik, die im Norden in den Sahel reicht, hatten im März 2013 muslimische Rebellen für kurze Zeit die Macht an sich gerissen; seit ihrem Rückzug machen nun christliche Milizen grausame Jagd auf Muslime. Und im äußersten Osten des Sahel, in Somalia, liefern sich die Islamisten von al-Schabaab seit Jahrzehnten einen brutalen Krieg mit der

Regierung und Truppen der Afrikanischen Union. Ergebnis ist ein scheinbar unregierbares Gebiet von der Größe fast eines Drittels von Europa.

15. 02. 2014. Izghe, Bundesstaat Borno. Boko-Haram-Kämpfer treiben Bewohner auf dem Dorfplatz zusammen und erschießen sie, 106 Tote

Von Shehu Sanis Haus in Kaduna tasten wir uns weiter nach Norden vor, wo die felsigen Hügellandschaften Zentralnigerias in den ockerfarbenen Ebenen des Sahel auslaufen. Nach vier Stunden Fahrt erreichen wir Kano, mit mehr als drei Millionen Einwohnern nach Lagos die zweitgrößte Stadt des Landes. Schwer bewaffnete Soldaten wachen an den Straßenecken. Anti-Terror-Einheiten patrouillieren in Panzerfahrzeugen. Ein neues Gesetz verbietet es, zu zweit auf einem Motorrad zu fahren, denn auf dem Rücksitz ziehen Kämpfer von Boko Haram oft ihre Kalaschnikows. Aus Angst vor Mordanschlägen tragen Polizisten auf Streife keine Uniformen mehr. An Regierungseinrichtungen wurden die Schilder abgeschraubt, um die Gebäude nicht als Angriffsziele für Boko Haram auszuweisen.

Wir treffen uns mit Ahmed, einem spindeldürren Mann mit arabischen Gesichtszügen und großen dunklen Augen, der über die Islamisten so gut Bescheid wissen soll wie kaum ein Zweiter in Kano. Über die Displays seiner beiden Mobiltelefone laufen rund um die Uhr Meldungen von den neuesten Anschlägen. Ahmed befasst sich mit Boko Haram, seit deren Kämpfer im Januar 2012 seinen besten Freund erschossen. Damals zündete ein Selbstmordattentäter eine Autobombe im Polizeihauptquartier von Kano, fast zeitgleich stürmten in anderen Teilen der Stadt Dutzende von Islamisten weitere Regierungseinrichtungen. Ihren Opfern schnitten sie vor laufenden Handykameras die Kehle durch. Über der ganzen Stadt standen schwarze Rauchsäulen, überall lagen Tote.

„Hier! Genau hier fand ich meinen Freund Ibrahim“, sagt Ahmed und zeigt auf einen dunklen Fleck auf der Straße, als wir an einer der damals angegriffenen Polizeistationen vorbeifahren. „Mit drei Kugeln in der Brust und dreien im Kopf.“ Über 200 Menschen starben an diesem Tag, als Boko Haram aus den ländlichen

Gebieten erstmals in das Zentrum des Nordens vorstieß, um auch dort Angst und Schrecken zu verbreiten.

In einer Seitenstraße halten wir an, um uns ein wenig die Beine zu vertreten. Wir sprechen wieder über Boko Haram. In diesem Moment rollt langsam ein silberner Geländewagen mit heruntergekurbelten Scheiben an uns vorbei, stoppt und bleibt keine zehn Meter von uns entfernt stehen. Haben uns die Männer im Wagen reden hören? Ahmeds Augen werden starr vor Angst. „Sofort los!“, befiehlt er und drängt uns in das Auto. Während wir davonrasen, ist er außer sich vor Wut: „Ihr könnt diesen Namen nicht einfach so aussprechen“, schreit er und sieht sich ständig nach dem silbernen Wagen um. „Die Boys haben Netzwerke! Sie brauchen nur mit dem Finger zu schnippen, und wir sind tot.“

25. 02. 2014. Buni Yadi, Bundesstaat Yobe. Angriff auf eine Schule. Schüler bei lebendigem Leib verbrannt, 59 Tote

Die Stadt Kano hat sich vom Schock der Anschläge im Jahr 2012 bis heute nicht erholt. Früher gab es hier etliche Textilfabriken, dazu Gerbereien, Möbel- und Kartonwerke, Ölmühlen, eine Bierbrauerei. Schon mit der Flut chinesischer Billigprodukte, die Afrika seit Jahren überschwemmen, konnte die einheimische Industrie nicht mehr gut mithalten. Dann versetzte Boko Haram dem strauchelnden Wirtschaftszentrum den Todesstoß. Einkäufer aus den Nachbarländern fürchten sich davor, nach Kano zu reisen. Investoren zogen sich zurück. Fast alle Fabriken mussten dichtmachen. Hunderttausende wurden entlassen.

Die Angst geht auch in Sabon Gari um, einem slumähnlichen Quartier im Zentrum der Stadt, mehrheitlich bewohnt von aus dem Süden zugewanderten Christen vom Volk der Ibo. Die vielen Kirchen hier werden während der Gottesdienste von bewaffneten Polizisten bewacht. „Der Krieg der Boys ist aber kein Konflikt zwischen Muslimen und Christen“, glaubt Ahmed, „das ist kein Krieg der Religionen.“ So soll Boko Haram zum Beispiel bislang mehr Muslime als Christen getötet haben. „Die Boys bringen jeden um, den sie verdächtigen, mit der Regierung zusammenzuarbeiten“, sagt Ahmed, während wir über die kaputten Straßen von Sabon

Gari rollen. Hier haben wir uns noch vor wenigen Jahren frei bewegt, auch als Weiße. Jetzt können wir nicht einmal zum Pinkeln um die Ecke gehen, ohne dass Ahmed in Panik gerät.

„Die Boys haben sich auf Entführungen spezialisiert“, warnt er uns. „Europäer bringen am meisten ein.“

Millionenbeträge sollen sie mit Geiselnahmen schon erpresst und mit den Lösegeldern unter anderem schwere Waffen aus Libyen beschafft haben. Doch Kämpfer von Boko Haram überfallen auch Banken, schmuggeln Menschen und Waren – und, wie beim Internationalen Institut für Terrorismusbekämpfung angenommen wird, selbst Drogen, die aus Südamerika zunehmend über Westafrika nach Europa gelangen. „Die Drogenkartelle bezahlen die Boys mit Waffen“, sagt Ahmed.

In Begleitung einiger lokaler Bodyguards balancieren wir auf Brettern über knöcheltiefe Abwasserpfützen, in denen sich die ruinenhaften Häuser von Sabon Gari spiegeln. Mannshoch liegt der Müll in den Seitengassen. In den Gräben dümpeln Fäkalien. Bilder einer beklemmenden Armut, die überall im Sahel grassiert. In der Republik Niger ist jeder zweite Einwohner unterernährt. In Mali kämpfen drei Viertel der Bevölkerung mit weniger als zwei US-Dollar am Tag um ihr Überleben. Im Tschad und in Somalia sterben weltweit die meisten Säuglinge. Nährboden für Boko Haram, al-Qaida, al-Schabaab und deren Splittergruppen, die ein Ticket ins Paradies anbieten, einzulösen mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch.

26. 02. 2014. Shuwa, Kirchinga, Michika im Bundesstaat Adamawa. Zeitlich koordinierte Überfälle, Plünderungen, 37 Tote

In Nordnigeria setzt Staatspräsident Goodluck Jonathan auf eine militärische Lösung des Konflikts. Das jährliche Sicherheitsbudget des Landes beträgt fünf Milliarden Euro, 20 Prozent des gesamten Etats. Die Luftwaffe bombardiert Orte, an denen Trainingslager der Extremisten vermutet werden. Spezialeinheiten führen Razzien durch und bewaffnen Bürgerwehren. Doch kaum haben die Generäle ihre „Siege“ verkündet, schlagen die Islamisten erneut zu. Kürzlich haben sie in Maiduguri sogar die berühmte Giwa-Kaserne überrannt, das Hauptquartier der seit mehr als

einem Jahr andauernden Militäroffensive, in dem die Armee bis zu 1000 mutmaßliche Sektenanhänger gefangen hält und wohl auch foltert; mehr als 100 sollen bei dem Angriff befreit worden sein.

„Das Militär kann Boko Haram zwar unter Druck setzen“, verrät uns ein hochrangiger Angehöriger der nigerianischen Sicherheitskräfte, der anonym bleiben will. „Aber besiegen kann die Armee die Islamisten nicht.“

Denn den Militäroperationen weichen die Kämpfer aus, indem sie sich über die Grenzen in die Nachbarländer zurückziehen. „Dort bilden sie sich in Trainingslagern von AQIM und al-Schabaab an schweren Waffen aus, über die sie bis vor Kurzem noch gar nicht verfügten“, sagt der Informant und listet Flugabwehrgeschütze, Raketenwerfer und hoch technisierte Panzerfahrzeuge auf. „Spezialisten der internationalen Terrornetzwerke bringen Boko Haram bei, wie man Fernzünder für Bomben programmiert und Plastiksprengstoff so präzise kalkuliert, dass er eine maximale Zerstörungskraft entwickelt.“

So werden Afrikas Mudschahidin immer professioneller und kooperieren enger über Ländergrenzen hinweg. Manche Kämpfer kommen sogar aus Pakistan, Saudi-Arabien, Kanada und, der europäischen Polizeibehörde Europol zufolge, auch aus Europa.

„Unser Krieg ist nicht auf Nigeria beschränkt“, drohte Abubakar Shekau, der Anführer von Boko Haram, unlängst in einer seiner Videobotschaften. „Unser Krieg gilt der ganzen Welt.“ Die US-Regierung hat auf ihren Staatsfeind Nummer eins in Afrika ein Kopfgeld in Höhe von sieben Millionen Dollar ausgesetzt. Und der Anti-Terror-Koordinator der Europäischen Union, Gilles de Kerchove, warnt, Europas militärisches Eingreifen gegen die Islamisten im Sahel erhöhe die Gefahr von Terroranschlägen nördlich des Mittelmeeres, ausgeführt durch zurückkehrende Kämpfer mit europäischen Reisepässen. Das gilt auch für Deutschland, seit Bundeswehrsoldaten in Mali einheimische Streitkräfte ausbilden.

Doch es scheint nicht so, als könnten Militäroperationen das Problem des islamistischen Terrors im Sahel lösen. Eher sieht es nach dem Gegenteil aus. Mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ahmed fahren wir in die Randgebiete von Kano, wo die Stadt in einer Wüstenlandschaft ausläuft. Ahmed will uns zu einem Zeugen bringen.

„Sie kamen um fünf Uhr morgens“, berichtet uns Abdul, ein 25-jähriger Tagelöhner. „20 Pick-ups, drei Panzer-wagen, mehr als 100 Sicherheitsleute der Regierung. Sie rasten in das Dorf und schossen wild um sich.“ Wir hocken vor zwei Hütten aus unverputztem Backstein, die im rechten Winkel um eine erkaltete Kochstelle stehen. Zwischen rußigen Töpfen scharren Gänse in Abfällen, während Abdul uns erzählt, wie sein Bruder gerade in dem Augenblick aus dem Fenster sah, als die Spezialeinheiten angerückt kamen. Sie zerrten ihn auf die Straße und drückten mit ihren Stiefeln sein Gesicht in den Staub. Er schrie: „Ich habe nichts getan.“ Die Männer erschossen ihn vor den Augen seiner Kinder, ohne ihn auch nur nach seinem Namen gefragt zu haben.

Amnesty International wirft den nigerianischen Sicherheitskräften schwere Menschenrechtsverletzungen vor: willkürliche Festnahmen, Folter, Hinrichtungen. „Dafür wird die Regierung bluten“, kündigt Abdul mit hasserfüllten Augen an. „Boko Haram wird diesen Dreckskerlen die Schwänze abschneiden.“

Wie lässt der Konflikt mit Boko Haram sich lösen? Kurzfristig kaum, fürchten Experten wie der Menschenrechtler Shehu Sani oder die Analysten der International Crisis Group mit Sitz in Brüssel. Sie empfehlen der nigerianischen Regierung mehr Investitionen in die Wirtschaft des Nordens, mehr Bildung und Sozialprojekte, um der fundamentalistischen Ideologie von Boko Haram den Nährboden aus Armut und Ignoranz zu entziehen. „Im Nigerdelta trägt diese Strategie bereits Früchte“, sagt Sani und verweist auf einige Regionen des ölreichen Südens, in denen jahrelang bürgerkriegsähnliche Zustände herrschten. „Seit die Regierung einen Teil der Ölgelder dazu verwendet, die Lebensbedingungen der Menschen merklich zu verbessern, ist Ruhe eingekehrt.“

Davon ist der Norden Nigerias weit entfernt. Immer häufiger ertappen wir uns dabei, wie wir einen nervösen Blick über unsere Schulter werfen. Den richtigen Namen der „Boys“ sprechen wir längst nicht mehr auf der Straße aus. Wir essen nie ein zweites Mal in derselben Garküche, wechseln alle drei Tage die Unterkunft und

fahren, bevor wir abends dorthin zurückkehren, so lange Runden im Kreisverkehr, bis wir sicher sind, dass uns niemand folgt.

Es hat nicht lange gedauert, bis das Grundgefühl der Menschen hier auch von uns Besitz ergreift: Wir wähnen uns ständig in Gefahr und bewegen uns wie auf der Flucht vor einer dunklen Macht, die jederzeit aus dem Nichts heraus zuschlagen kann. Die wirkungsvollste Waffe des Terrors, so ahnen wir, ist seine zermürende Unsichtbarkeit.

01. 03. 2014. Maiduguri, Hauptstadt des Bundesstaats Borno. Zwei koordinierte Autobomben bei einer öffentlichen Fernsehübertragung, 52 Tote, größtenteils Fußballfans

Und nicht nur die Menschen im Norden – alle Nigerianer schweben in Gefahr. Denn bei den Präsidentschaftswahlen im kommenden Februar könnte Boko Haram das gesamte Land in den Abgrund reißen. Im Prinzip soll der nigerianische Staatspräsident abwechselnd aus dem Norden und aus dem Süden kommen, damit beide Regionen gleichberechtigt an der Macht teilhaben können. Doch nun will der amtierende Goodluck Jonathan, ein Christ aus dem Nigerdelta im Süden, erneut kandidieren. Für den Fall, dass er die Wahlen gewinnt, werden im Norden schwere Unruhen erwartet, die Boko Haram für sich nutzen könnte. Die Regierung würde dann noch mehr Truppen schicken, die Gewalt eskalieren.

„Ethnisch-religiöse Spannungen innerhalb der Armee könnten dann leicht zu einer Spaltung des Militärs und damit zu einem Bürgerkrieg führen“, fürchtet Jaye Gaskia, Koordinator des Protest to Power Movement, einer Gruppe, die sich für eine friedliche Lösung des Konflikts einsetzt. „Das würde Nigeria nicht verkraften.“ In einem solchen Fall glaubt Gaskia nicht an einen glatten Bruch zwischen Nord und Süd. „Nigeria würde zerbrechen wie ein Teller, der zu Boden fällt.“

Eine „Somalisierung Nigerias“, also eine Zersplitterung des Landes in unzählige Bürgerkriegsparteien, die sich wie in Somalia jahrzehntelang erbittert bekämpfen: Die Folgen für ganz Westafrika wären verheerend. Das ölreiche Nigeria ist die bedeutendste Volkswirtschaft südlich der Sahara. Und das nigerianische Militär zählt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit seinen 80 000 Soldaten zu den größten Armeen des Kontinents. „Ganz Westafrika würde in Flammen aufgehen“, fürchtet Gaskia.

Seit Wochen sind wir nun schon unterwegs und glauben nicht mehr an einen direkten Kontakt zu Boko Haram – da bekommen wir Nachricht von einem Informanten. Ein Kämpfer hat sich bereit erklärt, mit uns zu sprechen. Das Treffen soll ausgerechnet dort stattfinden, wo unsere Recherche begonnen hat: in Abuja, dem Sitz der nigerianischen Regierung.

Am Rande der Hauptstadt mieten wir ein Zimmer in einem Gästehaus, das wir von einem früheren Aufenthalt kennen. Die ganze Nacht über liegen wir in Kleidern und Schuhen auf dem Bett und lauschen durch das halb offene Fenster auf jedes noch so kleine Geräusch. Vielleicht beraten sie dort draußen in der Dunkelheit schon über unser Schicksal. Mindestens 300 Menschen sind seit unserer Ankunft in Nigeria getötet worden.

Drei Tage warten wir. Und drei lange Nächte. In Angst, in Ohnmacht, in Apathie. Dann erhalten wir einen Anruf: „Sie bekommen Besuch.“ Wir erwarten einen Furcht einflößenden Kämpfer mit stechendem Blick und Narbe quer über dem Gesicht, doch der Mann, der sich wenig später durch den Türspalt in unser Zimmer schiebt, sieht völlig harmlos aus. Er ist Anfang 30, trägt einen einfachen rötlichen Kaftan und Ledersandalen. Seine Haare sind kurz rasiert, seine Lippen breit und trocken. Sein Blick scannt den Raum, bevor er sich setzt. Ist er bewaffnet? Pistole? Handgranate? Sprengstoffgürtel? „Nennen Sie mich Mohammed“, sagt er, „wie den Propheten.“

Geboren in Maiduguri und vom Volk der Kanuri, trat er vor acht Jahren Boko Haram bei, weil er, wie er sagt, im Kampf für Allah gefunden habe, was ihm die Regierung im Süden verweigere: „Menschenwürde, Perspektive, Sinn.“ In kurzer Zeit sei er in den Rang eines Lehrers aufgestiegen und unterrichte nun mehr als 100 Kämpfer im „wahren Islam“. Mitten in der nigerianischen Hauptstadt. „Wir wollen Gerechtigkeit für unseren Führer Yusuf“, sagt er, und seine Stimme bekommt einen strengen Unterton. „Und für alle, die die Regierung umgebracht hat.“ Boko Haram werde diese „Bande von Mördern und Betrügern“ stürzen und den Norden vom Süden abtrennen, um einen Gottesstaat zu errichten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit der Hilfe anderer? „Mit unseren Freunden von al-Qaida“, sagt Mohammed nach einigem Zögern. Sein Blick wird kalt, als er nachschiebt: „Gemeinsam verwandeln wir den Sahel in eine Hölle für Ungläubige. Allah will es so, und wir sind Allahs Diener.“

Ob ihnen Allah tatsächlich empfehle, wehrlose Dörfer zu überfallen, wagen wir zu fragen. „Alle, die mit der Regierung zusammenarbeiten, müssen sterben“, ist die Antwort: „Einer pro Dorf genügt, und wir radieren sie alle aus.“

Selbst Frauen und Kinder? Selbst Babys? Wie die kleine Afiniki, der sie in der Kirche von Waga Chakawa den Arm wegschossen?

„Es ist Krieg“, sagt Mohammed. „Und der Krieg unterscheidet nicht zwischen Mann, Frau oder Kind.“

Woher aber wissen sie, wer in diesem Krieg ihr Feind ist?

„Jeder, den wir nicht kennen, kann unser Feind sein – absolut jeder!“

Jeder kann ein Boko Haram sein. Und jeder kann ein Feind von Boko Haram sein. Jeder fürchtet jeden im Norden Nigerias. „Wenn wir sie nicht töten, töten sie uns“, sagt Mohammed.

Wir haben geglaubt, die schlagkräftigste Waffe der Terroristen sei ihre Unsichtbarkeit. Nun begreifen wir: Ihre noch stärkere Waffe ist die Angst. Die der anderen und, so paradox es klingen mag, auch ihre eigene. Die Angst treibt das Töten an, und das Töten befeuert die Angst. Auf beiden Seiten. Und mit jedem weiteren Toten kommt der Terror dem Chaos einen Schritt näher, in dem am Ende ganz Westafrika versinken könnte.

Warum hat sich Mohammed mit uns getroffen? Er sieht unseren Mittelsmann an. „Ich vertraue ihm“, sagt er und wirkt plötzlich wieder wie ein ganz normaler Nigerianer. „Wir sind Freunde.“ Dann verschwindet er durch die Tür hinaus in die Nacht.

03. 03. 2014. Mafa, Bundesstaat Borno. Überfall mit Maschinengewehren und Raketenwerfern, 80 Tote

Wenige Wochen nach der Rückkehr unseres Teams entführt Boko Haram mehr als 200 Schülerinnen. Die ganze Welt blickt fassungslos auf Nigeria. Frankreich und fünf afrikanische Länder beschließen einen Aktionsplan gegen die Terrororganisation. Als diese Ausgabe in Druck geht, haben die Islamisten die Mädchen noch immer in ihrer Gewalt.

Kasten:

INTERVIEW MIT MEM NIGERIA-EXPERTEN CARLO KOOS: »DIE TERRORISTEN FÜHREN DEN STAAT VOR«

Carlo Koos, 36, vom GIGA-Institut für Afrikastudien in Hamburg beschäftigt sich mit den Konflikten in Nigeria.

Boko Haram will in Nigeria einen islamischen Gottesstaat errichten. Steht Afrikas bevölkerungsreichstes Land vor einem Religionskrieg?

Im Kern ist dies ein sozialer Konflikt. Es gibt in Nordnigeria viele perspektivlose junge Menschen; und ein generelles Gefühl, von der Regierung im Stich gelassen zu werden.

Boko Haram behauptet, der ölreiche Süden Nigerias lasse den Norden ausbluten, stimmt das?

Nigeria ist föderal aufgebaut, und das Geld aus den Öleinnahmen wird in alle Regionen verteilt. Dort jedoch bleibt das meiste Geld bei Armee, Politik und Wirtschaft hängen. Bei den Menschen kommt dann wenig an.

Daran hat auch die Demokratisierung nichts geändert?

Viele Menschen behaupten, dass vor der Demokratisierung im Jahr 1999 weniger Korruption herrschte; möglicherweise ist die Korruption aber heute nur sichtbarer. Das Problem für den Norden ist: Früher waren die muslimischen Haussa

dominant in Regierung und Armee. Heute regiert ein Präsident der Ijaw, einer Minorität, das Land. Die Demokratie wird für viele Menschen im Norden als Machtverlust ihrer Ethnie erlebt. Deswegen fällt es den Extremisten leicht zu behaupten: „Der westliche Einfluss schadet uns!“

Was ist die Strategie von Boko Haram? Wozu die Massenmorde?

Ein Grund für ihr Vorgehen könnte sein: Als 2009 andere Rebellen im Süden Nigerias die Ölpipelines attackierten, wurde die Ölproduktion in Nigeria um ein Drittel reduziert. Das war schmerzhaft für die Regierung, deswegen wurden viele Rebellen mit politischen Posten ruhiggestellt. Vielleicht streben einzelne Führer bei Boko Haram etwas Ähnliches an und treiben mit Grausamkeit den Preis in die Höhe. Lokale Rebellionen sind in Afrika ein erprobtes Mittel, um sich einen Platz am Verhandlungstisch zu erkämpfen.

Könnte Boko Haram den Staat Nigeria sprengen?

Ich glaube nicht, dass Boko Haram stark genug für einen Staatsstreich ist. Aber die Terroristen führen den Staat vor. Sie haben den Terror bis in die Hauptstadt Abuja getragen, ohne dass die Polizei dies verhindern konnte. Was zeigt, dass es nicht nur ein lokaler Konflikt ist.

Warum gelingt es der Regierung nicht, zum Beispiel die mehr als 200 entführten Schülerinnen zu befreien?

Boko Haram wird offensichtlich von einem transnationalen Terrornetzwerk finanziert. Das Grenzgebiet im Norden Nigerias ist schwer zu kontrollieren; es gibt Verbindungen mit Extremisten aus Mali und Niger, wahrscheinlich sogar bis zu den al-Schabaab-Milizen nach Somalia. Dazu kommt, dass es in Nigeria immer Politiker gibt, die vom Aufruhr profitieren und die Boko Haram wohl im Geheimen unterstützen.

Wird Boko Haram irgendwann in die Regierung integriert werden, so wie die Rebellen im Süden?

Das wird schwieriger. Religiöse Konflikte gipfeln oftmals in Maximalforderungen, etwa derjenigen nach einem Gottesstaat. Die lassen sich schlecht relativieren. Wie kann man einen Kompromiss finden, wenn eine Seite mit der Formel „Westliche Bildung ist Sünde“ antritt?

Interview: Jens Schröder, Jürgen Schaefer

Heim in die Hölle

Kinder zu quälen war jahrzehntelang üblich. Nun fand man Leichen, und Überlebende berichten, was ihnen hier geschah. Bis 2011 war die einst größte Besserungsanstalt der USA in Betrieb – ein Ort der Folter, mitten Florida

Von Claas Relotius, Der Spiegel, 04..08.2014

Jeder Schritt ist für Jerry Cooper eine Mutprobe, mit jedem Meter vorwärts kehrt ein Stück Angst zurück. Er zittert, es ist alles noch da, nichts hat Cooper vergessen. Nicht das Football-Feld, auf dem die Erzieher ihn zwingen zu spielen. Nicht das Haus des Direktors mit dem großen Speisesaal, von dessen Betonboden die Jungen das Essen auflecken mussten, wenn sie nicht aufgegessen hatten. Nicht die aneinandergereihten Ziegelsteinbaracken, aus denen die Aufseher ihn und die anderen zerrten, mitten in der Nacht.

Knienhoch steht das Gras auf dem Gelände, die hölzernen Flutlichtmasten, die Gebäude, es ist alles wie damals. Über dem alten Eingangstor hängt noch das große, rostige Schild mit den Mahnungen, die jeden Jungen erwarteten, der in die Anstalt von Marianna kam.

„Du sollst nicht länger eine Gefahr für die Gesellschaft sein.“

„Du sollst lernen, dich an Regeln zu halten.“

„Du sollst daran arbeiten, ein aufrechter und guter Mensch zu werden.“

Cooper, 69, ein grauhaariger Mann mit Schnurrbart und verblassten Tattoos auf den Armen, geht schleppend durch das Tor, er wandert schweigend über den Hof. Er sieht Gitterstäbe, zerbrochene Fensterscheiben. Hier die Unterrichtsräume, in denen die Lehrer wegsahen und nichts wissen wollten. Dort die Krankenstation, wo die Schwestern stumm die Wunden der Jungen pflegten: ausgepeitschte Rücken,

zerschlagene Gesichter, Brandmale auf der Haut. Die Jungen weinten, schrien, manche riefen nach ihren Müttern. Nach draußen drang nichts.

Jerry Cooper war 15 Jahre alt, ein Junge mit Segelohren und Pomade im Haar, als man ihn in die Florida School for Boys brachte, im Dezember 1960. Zehn Monate später, als er das Heim wieder verließ, war seine Jugend für immer vorbei. Er deutet auf ein kleines Haus, das noch immer auf einem grasbewachsenen Hügel der Anstalt steht. Ein weißer Betonschuppen mit Holzplanken vor den Fenstern. Die Aufseher nannten es das "White House". Kein Junge, der es von innen gesehen hat, kann es vergessen.

Cooper erzählt, dass er und die anderen nicht viel anstellen mussten, um bestraft zu werden. Es genügte ein nicht gemachtes Bett, eine unerledigte Schulaufgabe oder ein falsches Wort im falschen Augenblick. "Viele Jungen waren einfach irgendwann dran", sagt Cooper. "Die Männer, die uns holten, wollten ihren Spaß haben." An Blut und Schweiß. An Folter und Vergewaltigungen. An Schreien, die niemand hörte.

Marianna liegt eine gute Autostunde westlich von Tallahassee. Es ist eine Kleinstadt im Norden Floridas. Ausgetrocknete Sümpfe und jahrhundertealte Bäume umschließen sie wie eine Insel, von den Ästen hängt das Spanische Moos der Südstaaten herab wie Lametta.

Was hier, im Herzen von Jackson County, geschah, spielte sich häufig im Verborgenen ab. Einst beherrschte der Ku-Klux-Klan den Ort, Männer mit weißen Kapuzen und brennenden Kreuzen, sie ritten nachts durch die Felder, auf der Jagd nach Schwarzen, die sie an den Bäumen aufknüpften, aber kaum jemand sprach darüber. Heute leben knapp 9000 Menschen in Marianna. Die Stadt zählt drei Kirchen, zwei Jagdklubs und eine Hauptstraße, die sich kilometerlang zwischen heruntergekommenen Flachbauten hinzieht. Weit draußen, versteckt hinter einem Wald, liegt die Florida School for Boys. Mit ihren Suchscheinwerfern und meterhohen Stacheldrahtzäunen erinnert sie an eine aus der Zeit gefallene Kaserne. Furchtbar sind ihre Geheimnisse.

Auf dem Gelände der einstigen Besserungsanstalt wurden im vergangenen Herbst zwei Dutzend Kinderleichen gefunden, die in offiziellen Sterberegistern fehlen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Gräber lagen auf dem alten Friedhof der Anstalt, einer unscheinbaren Wiese auf der Rückseite des Geländes. Jerry Cooper führt an ihren Rand, er schaut auf Dutzende breite Löcher im Boden, er umklammert den Absperrzaun, als müsste er sich festhalten. Es ist Mittag, die Sonne scheint senkrecht herab, der Geruch trockener Erde liegt in der Luft. Bis Anfang des Jahres gruben Wissenschaftler, Anthropologen, hier nach Skeletten und Leichenresten. Jetzt kreisen Vogelscharen über der Stelle, um sich in der aufgerissenen Erde die Würmer zu schnappen.

Die Florida School for Boys war eine Festung, von der Welt isoliert, aber Gerüchte gab es von Anfang an. Es war das Jahr 1903, das Heim war gerade gegründet, da erzählten Aufsichtsbeamte schon von Jungen, die man in den Schlafbaracken an Ketten hielt. Keine elf Jahre später kamen sechs Kinder bei einem Brand im Schlafsaal ums Leben. Sie waren in ihrer Schlafbaracke eingeschlossen, als die Alarmsirenen heulten. 1958 berichtete ein ehemaliger Mitarbeiter vor einem Ausschuss des US-Senats von schweren Misshandlungen und Folter. 1968 schrieben die Reporter einer Lokalzeitung über Vergewaltigung im "Heim der Hölle".

Mit knapp 200 Aufsehern für 800 Jungen war die Florida School for Boys eines der größten und ältesten Erziehungsheime der USA; bis 1968 war die Anstalt in Sektionen für weiße und für schwarze Jungen geteilt. Elf Jahrzehnte lang unterhielt der Staat das Internat, vor drei Jahren wurde die Anstalt geschlossen. Sie war gedacht für Kinder und Jugendliche, die im Laden Zigaretten gestohlen hatten oder am Steuer eines Autos erwischt worden waren. Jerry Cooper war zum dritten Mal von zu Hause weggelaufen. Einmal zu viel für den Richter, der ihn an einem verregneten Dezembertag nach Marianna schickte. Die Aufseher der Anstalt sollten ihn Gehorsam und Respekt vor Autoritäten lehren. Von dem Albtraum, der im White House auf ihn wartete, wusste er nichts.

Cooper ist heute ein Mann mit rauer Stimme und gefurchtem Gesicht. Er lächelt nur selten und wenn doch, dann erinnert sein Lächeln an die Grimassen, hinter denen sich Gebrochene oft verstecken. Er wirkt nicht wie jemand, der sich aufspielt. Er sagt, ihn hätten sie nur einmal geholt. Die Geschichte, die er erzählt, handelt von einer Nacht im Juni 1961. Er zieht nach jedem Satz an seiner Zigarette, als schnappte er nach Luft.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zwei Männer in Uniform kamen abends in den Schlafraum, packten ihn an den Schultern und zerrten ihn nach draußen auf den Hof. Dort schubsten sie ihn in einen blauen Wagen und fuhren mit ihm bis ans Ende des Anstaltsgeländes, dorthin, wo der Wald begann und das White House stand. Es gab keinen Anlass. Er war einfach dran. Als sie ihn mit einem Tritt durch die Tür stießen, schlug ihm der Gestank von Schnaps und Körperflüssigkeiten entgegen. Auf der Bank vor ihm saßen drei Männer, die ihre Hemdsärmel aufgekrempt und ihre Anzüge akkurat über einen Stuhl gehängt hatten. In der Dunkelheit konnte er ihre Gesichter nicht genau erkennen, einer von ihnen hatte nur einen Arm und einen Gürtel in der Hand. Es war Troy Tidwell, ein leitender Aufseher, der sich den linken Arm Jahre zuvor mit einer Schrotflinte zerschossen hatte und in der Anstalt als besonders brutal galt.

Cooper versuchte zu fliehen, zur Tür zu gelangen, zu entkommen. Aber seine Peiniger traten ihn nieder, fesselten ihn auf dem Boden, ihr Schweiß tropfte auf seine Haut. Bald rissen sie ihm das Nachthemd vom Leib, bald begannen die Hiebe mit den Peitschen und Gürteln. Sie schlugen so hart zu, dass seine Haut aufplatzte. Jerry Cooper wurde ohnmächtig, erst am nächsten Morgen kam der Junge wieder zu Bewusstsein, da lag er drüben im Schlafraum in seinem Bett. Sein rechter Fuß war gebrochen, ihm fehlten sechs Schneidezähne, seine Lippen waren aufgeplatzt wie überreife Pflaumen. Er war vergewaltigt worden. Die Matratze war rot von seinem Blut.

In jener Nacht, sagt Cooper, hätten ihn die Männer gebrochen, die vermeintlichen Erzieher und Aufseher, die Lastwagenfahrer und Straßenbauer waren, Arbeiter aus Marianna, die dem Staat gut genug erschienen, um schwierigen Jungen Disziplin beizubringen. Ein Teil von ihm, sagt Cooper, sei immer in jener Nacht geblieben. Andere, Freunde von ihm, keine 13 Jahre alt, kamen nie mehr aus dem White House zurück. Sie blieben verschwunden von einem Tag zum nächsten. "Als hätte ein Loch in der Anstalt sie verschluckt."

53 Jahre sind Coopers Erlebnisse alt, John F. Kennedy war damals Präsident, und die Amerikaner hatten den Mond noch nicht betreten. Fünf Jahrzehnte später steht Erin Kimmerle in einem fensterlosen Forschungslabor in Tampa vor einem Metalltisch mit Knochenteilen und zwei Dutzend Rätseln. Die Anthropologin der University of

South Florida ist eine 41-jährige Frau mit Dokortitel und ruhiger Stimme, feingliedrigen Händen und langen, blonden Haaren. Sie sucht nach Antworten auf die Frage, zu wem die Skelette gehören, die sie und ihr Team im Erdboden der Anstalt fanden.

Das Heim hatte über die Jahre 31 Gräber mit namenlosen, weißen Kreuzen markiert und einen eigenen Friedhof angelegt. Aber die Forscher fanden 24 Skelette, die von Menschen stammten, die ohne Kennzeichnung verscharrt worden waren. Kinder, die in keinen Dokumenten auftauchen. Jungen, die ohne Särge bestattet wurden, vergraben wie dunkle Geheimnisse.

Erin Kimmerle träumte schon als junges Mädchen davon, Forscherin zu werden und wie eine Detektivin den Verbrechen vergangener Tage nachzuspüren. Auf dem College belegte sie Kurse in Anthropologie und Archäologie. Später spezialisierte sie sich auf Forensik und arbeitete für die Uno an Gräbern und Tatorten auf der ganzen Welt: Nigeria, Ruanda, Bosnien, Kosovo, überall dort trugen ihre Ausgrabungen zur Aufklärung von Morden und Kriegsverbrechen bei. Kimmerle gehört zu den renommiertesten forensischen Anthropologen der USA, aber nie zuvor lagen ihre Fälle derart vor der eigenen Haustür, und noch nie hatte sie es mit Spuren zu tun, die so weit in die Vergangenheit führen wie die Jungenleichen in Marianna.

Was ihr Team im Erdboden des Friedhofs entdeckte, waren neben Skelettteilen und Milchzähnen auch jahrzehntealte Münzen und Murmeln, die sich in den Hosentaschen einiger Kinder befunden haben mussten, als man ihre toten Körper vergrub. In Kimmerles Labor, ausgerüstet mit mannshohen Röntgengeräten, liegen die Funde nebeneinander wie Puzzleteile. Bodenproben lassen vermuten, dass die Jungen zu verschiedenen Zeitpunkten zwischen 1918 und 1973 starben. Anhand ihrer Überreste die Identitäten und Schicksale zu rekonstruieren ist kompliziert, doch Kimmerle glaubt an eine Chance. DNA-Analysen sollen helfen herauszufinden, wer die Jungen waren.

Viele Angehörige haben nie erfahren, wie, warum und wann genau ihre Söhne oder Brüder in der Florida School for Boys ums Leben kamen. Wenn ein Junge starb, verschickten die Anstaltsleiter ein paar kurze Sätze, einen Brief oder ein Telegramm. Sie schrieben, dass eine Grippe oder eine Lungenentzündung schuld am Tod der

Kinder gewesen sei, und sie beerdigten sie, noch bevor ihre Familien die Leichname sehen und Abschied nehmen konnten. Die meisten Eltern fanden sich damit ab, vielen fehlte auch das Geld für eine Bestattung. An Misshandlungen oder gar Morde im Heim dachte niemand, auch weil es kein Heimjunge je gewagt hätte, vom Grauen in Marianna zu erzählen.

Jerry Cooper verlor nach seiner Entlassung über 40 Jahre lang kein Wort über das White House. Erst hielt er sich verängstigt an das Verbot der Aufseher, jemals über die Geschehnisse zu reden. Später, sagt er, habe er sich geschämt, davon zu erzählen. Selbst vor seiner Mutter, erst recht vor seinen Frauen, er ist nun zum zweiten Mal verheiratet.

Seine Vergangenheit holte ihn an einem Nachmittag im Dezember 2008 wieder ein. Jerry Cooper saß zu Hause in Südflorida vor dem Fernseher, und der Nachrichtensender CNN berichtete vom Tod eines 14-jährigen schwarzen Jungen in einem Erziehungscamp in Panama City, einem Ort an der Küste Floridas, nur eine Autostunde von Marianna entfernt. Der Junge war kollabiert, als ihn Aufseher mit Schlägen und Tritten zum Laufen zwingen wollten. Und plötzlich fiel auch der Name von Marianna, der Florida School for Boys. Die Rede war von einem Dutzend Männern, die aussagten, in jener Anstalt ähnliche und schlimmere Misshandlungen erfahren zu haben als nun der Junge in Panama City. Die Fernsehbilder zeigten das weiße Gebäude, an das Jerry Cooper all die Jahre vor dem Einschlafen hatte denken müssen. Das Haus seiner Albträume. Das White House. Sein Herz raste.

Er begann, die Männer aus dem Fernsehbericht zu suchen, die anderen Opfer. Er fand Charles Dowell, 67, einen bärtigen Mechaniker aus Clearwater, Florida, der auf dem Parkplatz eines Supermarktes zusammengebrochen war, weil ihn die Nachrichten aus Panama City so sehr an seine eigene Geschichte im White House erinnerten. Er fand Roger Kiser, 68, einen Schriftsteller aus Brunswick, Georgia, der inzwischen zum sechsten Mal verheiratet war und noch immer keinen Menschen umarmen konnte. Cooper fand Mike Anderson, 67, einen Architekten aus Berkeley, Kalifornien, der ihm erzählte, dass er nicht im Dunkeln habe schlafen können, bis er vierzig gewesen sei. James Griffin, ein Rentner aus Apoka, Florida, war 68 und konnte das noch immer nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie tauschten sich aus über das Unsagbare, sie schwiegen, weinten gemeinsam und beschlossen, nach weiteren Opfern zu suchen. Mit der Hilfe eines Freundes stellte Cooper eine Seite ins Netz, auf der er seine Geschichte erzählte und andere Männer ermutigte, das Gleiche zu tun. Er gab der Seite den Titel "The White House Boys Organization" und hinterließ die Telefonnummer zweier Anwälte, denen er vertraute. Mehr als 200 Anrufe gingen in den darauffolgenden Monaten ein, sie kamen aus ganz Amerika, und sie fügten sich zu einem Bild: Aufgewühlte, ältere Herren erzählten von ihren Wunden, davongetragen in der Anstalt von Marianna.

Die Opfer und Zeugen berichteten übereinstimmend, wie sie zu Oralsex gezwungen wurden; wie Jungen totgeprügelt wurden, wenn sie nicht gehorchten; wie behinderte Kinder an Ketten gehalten wurden und in ihren eigenen Exkrementen starben. Fast alle Zeugen erwähnten unter den vielen Angestellten der Florida School for Boys genau zwölf Erzieher und Aufseher, darunter stets den einarmigen Troy Tidwell, der mit der Eisenschnalle seines Gürtels so auf sie eingedroschen habe, dass breite Narben auf ihren Rücken noch immer davon zeugten.

Die Florida School for Boys hatte inzwischen einen anderen Namen und wurde offiziell seit 1968 ohne körperliche Strafen geführt, aber die Wirklichkeit sah anders aus. 2009 klagten die Männer, die sich jetzt die "White House Boys" nannten, gegen die Anstalt, woraufhin Floridas Strafverfolgungsbehörde Ermittlungen einleitete. Zwei Jahre später wurde das Erziehungsheim geschlossen; aus Budgetgründen, wie es offiziell hieß.

Von den in der Klage genannten Angestellten lebte nur noch einer. Es war Troy Tidwell, jener Einarmige, der Mann mit dem Gürtel, den die ehemaligen Insassen als brutalsten und sadistischsten von allen beschrieben.

Tidwell, inzwischen über neunzig und in einem Pflegeheim lebend, hatte bis zu seiner Pensionierung fast vier Jahrzehnte lang für die Anstalt und den Staat gearbeitet. Als er mit den Vorwürfen konfrontiert wurde, sprach er von "Klapsen", die er einigen Jungen "hin und wieder" gegeben habe. Seine Bekannten beschrieben ihn als ehrlichen und treu sorgenden Familienvater, der auf Gemeindefeiern gern bis als Letzter tanzte und Kindern gegenüber voller Wärme war. Im Jahr 2011 stellte die Behörde ihre

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ermittlungen gegen Tidwell und die Anstalt schließlich ein. Misshandlungen, so hieß es, seien strafrechtlich verjährt, und Morde ließen sich nicht mehr beweisen.

Es war zu dieser Zeit, der Fall war so gut wie geschlossen, als Erin Kimmerle von der Universität in Tampa auf die Vorwürfe gegen das Erziehungsheim aufmerksam wurde. Sie hörte die Geschichten von Jungen, die unter rätselhaften Umständen ums Leben gekommen waren. Als Forscherin, die sich seit Jahren mit Leichen auf der ganzen Welt befasste, erschien ihr das alles verdächtig. Sie wusste, dass staatliche Erziehungsanstalten spätestens seit den Zwanzigerjahren zur Dokumentierung von Sterbefällen verpflichtet gewesen waren. Aber es dauerte zwei Jahre, bis sie die Genehmigung erhielt, den Friedhof mit Spürhunden und Radargeräten zu erforschen. Im vergangenen Herbst stieß sie schließlich auf die versteckten Gräber.

"Was wir gefunden haben", sagt Kimmerle in ihrem Labor in Tampa, "sind noch keine Beweise, aber es sind Spuren." Gleich mehrere Skelette wiesen eine eingedrückte und zertrümmerte Schädeldecke auf, zurückzuführen, sagt Kimmerle, auf Fremdeinwirkung. Echte Beweise zu finden wird schwierig werden. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass Troy Tidwell, der einarmige Schläger, noch einen Prozess erlebt.

Kimmerles Untersuchungen gehen weiter, Floridas Justizbehörde finanziert ihre Arbeit mit. Sie sagt: "Die versteckten Gräber, die mysteriösen Tode, die Frakturen an einigen Skeletten - alles spricht dafür, dass hier Dinge geschehen sind, von denen niemand etwas wissen sollte." Sie vermutet, dass noch mehr Leichen auf dem Heimgelände liegen könnten, vom August an geht die Suche weiter. Die namenlosen Toten waren bisher alles Schwarze. Kimmerle geht davon aus, dass es irgendwo ein Feld mit toten Weißen geben muss.

Ehe die Skelette von Marianna gefunden wurden, ließ sich Jerry Cooper wieder und wieder an Lügendetektoren anschließen. Er war besessen davon zu beweisen, dass nichts an seinen Geschichten erfunden sei. Die Narben auf seiner Haut genügten nicht. Kaum jemand hatte ihm und den anderen Opfern glauben wollen. Nicht der Staat, nicht die Polizei, am wenigsten die Menschen in Marianna. Allein zu bleiben mit seiner Geschichte gehört zu seinen bittersten Erfahrungen.

Cooper fährt im Auto langsam die alte Hauptstraße der Stadt entlang, er erzählt. Durch die offenen Fensterscheiben weht warme Luft, draußen ziehen einzeln blinkend die Buchstaben kaputter Leuchtreklamen vorbei, der Abend legt sich über Florida. Cooper nimmt seit Jahren Beruhigungsmittel. Vor ein paar Tagen erst, sagt er, sei seine Frau über das Wochenende zu ihrer Schwester nach Tallahassee gefahren. Er blieb allein zu Hause, er fühlte sich stabil. Er mähte den Rasen, schaute Football, ging früh schlafen. Aber mitten in der Nacht wurde er wach. Er glaubte, ein Geräusch gehört zu haben, und als er die Augen öffnete, saß ein einarmiger Mann mit einem Gürtel in der Hand auf seinem Bett und starrte ihn an. Jerry Cooper zog die Decke über sein Gesicht und verkroch sich darunter wie der Heimjunge, der er einst war und der die Schreie aus dem White House hörte.

In den Autofenstern zieht Marianna vorbei, am Ortsausgang steht eine Handvoll Händler am Straßenrand und bietet White-House-Antiquitäten an, Stühle, Eisenketten, angebliche Folterbänke, die aus dem Erziehungsheim stammen und Auswärtigen als schaurige Souvenirs dienen sollen. In Marianna selbst sucht man noch heute vergebens nach Bewohnern, die an die Verbrechen in der Anstalt glauben. Obwohl hier fast jeder jemanden kennt, der einmal für die Florida School for Boys gearbeitet hat, wird eisern geschwiegen. Wer weiß noch von den Geschehnissen? Wer will nichts wissen? Wie viele schweigen?

Jerry Cooper schweigt nicht mehr. Einmal, an einen Lügendetektor angeschlossen, stellte man ihm Fragen zum Alltag im Heim, zu den Aufsehern, auch zur Nacht seiner Misshandlungen im White House. Das Ergebnis ließ den Experten keine Zweifel, dass er die Wahrheit sagte. Nur einmal schlug das Gerät erkennbar aus und zeigte eine Lüge an. Cooper wurde gefragt, ob er die Geschehnisse im Erziehungsheim mittlerweile verarbeitet habe. Er antwortete mit Ja.

Die Polizei, dein Freund und Vater

Zwei Mal hatte der Kriminalhauptmeister Carlos Benede mit Jungs zu tun, deren Mütter ermordet wurden – von den Vätern der Kinder. Zwei Mal fasste er sich ein Herz und adoptierte sie. Die Geschichte eines ungewöhnlichen Beamten

Von Roland Schulz, Süddeutsche Zeitung Magazin, 7.2.2014

Seinen jüngsten Sohn bekam Carlos Benede nach einem Anruf der Mordkommission. Es war ein Mittwoch, kurz vor Mitternacht; Benede war fast im Bett. Als er abhob, schalteten sie ihn zur Kripo auf. Stumm hörte er, was geschehen war. Eine Mutter. Ermordet vom Vater. Wenig später waren die Streifenwagen da, eine Kollegin trug den Kleinen herein. Er schlief. Benede bettete ihn in sein Schlafzimmer und schickte alle fort. Allein saß er an der Seite des Kindes und wachte.

Seine Freunde sagen, Carlos Benede sei ein Bauchmensch. Einer, der Entscheidungen nur aus dem Gefühl heraus treffe. Das stimmt nicht. Manche Entscheidungen muss Benede erkämpfen. Er sagt dann, da müsse er mal eine Nacht drüber schlafen. Er schläft nie in diesen Nächten.

Als der Morgen graute, fand Benedes ältester Sohn seinen Vater im Sessel, schlaflos. Sie sprachen nicht viel. Noch in der Nacht hatte Benede den Sohn geweckt und gesagt, du, da ist einer, dem ist dasselbe passiert wie dir. Mehr hatte er nicht sagen wollen, weil er Angst hatte, was seine Worte aufwühlen würden. Jetzt saßen sie da und warteten. Draußen ging die Sonne über Dachau auf. Dann wurde der Kleine wach.

Carlos Benede ist fünfzig Jahre alt, ein Mann von aufrechter Haltung und herzhafter Art. Auf flüchtigen Blick wirkt er wie ein Mensch aus der Fremde, Amerikaner vielleicht. Dann macht er den Mund auf und man hört München, wie es einmal war. Benede spricht ein Bairisch, so derb und sanft, wie es in der Stadt weitgehend ausgelöscht ist. Wenn die Jungen, die ihm die Ämter als schwer erziehbar schicken, Benede das erste Mal sehen, können sie kaum glauben, dass er ein Bulle ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er war erst Ermittler, Rauschgift. Dann lange Kripo. Jetzt E3, die Abteilung Einsatz in der Ettstraße, Sitz des Münchner Polizeipräsidiums. Aber nur noch halbtags. Er ist alleinerziehender Vater. Er hat zwei Adoptivöhne, ein gutes Dutzend Jugendliche mehr, um die er sich sorgt, und vor einem Jahr ein Haus eröffnet, das Kindern eine Heimat sein soll, die sonst keine haben. Er findet, das sei er seinem Leben schuldig.

Benede kam auf Umwegen zur Polizei. Er war weit über zwanzig, ein Stenz mit einer Gitarre. Er hatte Musikunterricht gegeben damals, in einem Jugendtreff. Ein Schüler war der Sohn eines Kriminaldirektors, der sich diesen Benede mal ansehen wollte, der Meuten junger Burschen mit Musikstunden zu bändigen wusste. Er überredete Benede, ein Altanwärter zu werden, so nennt die Polizei ihre Spätberufenen.

Monate zuvor war die Mauer gefallen, im Osten standen die Grenzen offen, die Polizei verzeichnete einen Boom im überörtlichen Handel mit Betäubungsmitteln. Benede sah nicht aus wie ein bayerischer Kriminalbeamter, das machte ihn kostbar. Sie setzten ihn als verdeckten Ermittler ein. Benede spricht nicht über diese Zeit, ist ihm verboten.

Nach sechs Jahren hatte er genug. Dauernd im Einsatz. Nicht drüber sprechen dürfen. Die Beziehung im Eimer. Er wechselte an die Ettstraße, zur Münchner Polizei. Nun suchte er Drogen nicht mehr im Ausland, sondern draußen in Riem, wo auf den Raves am alten Flughafen immer irgendeiner auf Pille Techno tanzte. Er nahm die Umstellung nicht leicht. Bislang hatte er nur die Brocken erledigt, organisiertes Verbrechen oder mal einen Depp, der sich für schlau hielt. Jetzt hatte er Jugendliche, gerade volljährig, die zwar dealten, aber vor allem selbst drauf waren. Seine Vorgesetzten spürten seine Zweifel. Carlos, schärfte sie ihm ein, Sie sind kein Sozialarbeiter. Sie sind Kripo-Mann. Benede war ein guter Polizist. Er tat seine Pflicht. Als er ankündigte, aus dem Polizeidienst ausscheiden zu wollen, sagte der Chef, er solle noch warten, es werde gerade ein neues Kommissariat aufgebaut, genau das richtige für einen wie ihn. So kam Benede zu K 314.

In jenen Jahren erlebte die Polizei einen Wandel. Einst war die Arbeit einfach gewesen: Im Zentrum stand der Täter und seine Tat. Die andere Seite eines

Verbrechens, das Opfer, spielte kaum eine Rolle, und wenn, dann als Zeuge. Manchmal vernahmten Ermittler Menschen, die einen Mord beobachtet hatten, noch im Schock. In München beschloss man Ende der Neunzigerjahre, ein eigenes Kommissariat zu schaffen, für Prävention und Opferschutz. Hartgesottene Einsatzkräfte taten die Idee als Traumtänzeri ab. Prävention, das war doch das Kasperltheater, mit dem die Verkehrserziehung durch die Grundschulen tingelte. Opferschutz? Sie verspotteten das neue Kommissariat als Kuschelpolizei. Benede war es egal.

Er genoß die Freiheit, die sich am Anfang auftat. Alles war neu, für Mitgefühl sah die Dienstvorschrift keine Muster vor. Benede handelte aus dem Bauch heraus. Er übernahm schwere Fälle. Übergriffe. Häusliche Gewalt. Sexuellen Mißbrauch. Abgründe waren seine Arbeit. Er stellte fest, dass er eine Ader dafür hatte.

Wer Benede trifft, erlebt einen unsteten Mann. Alles an ihm ist aufrichtiges Lachen, aber er hat etwas Flüchtliges. Er hält selten inne. Er scheint stets auf dem Sprung. Wenn er sich aber einmal entschließt, einen Menschen anzuhören, ist Benede ganz und gar bei ihm. Im Grunde hört er mit den Augen zu. Bei K 314 war Benede bald eine Kraft. Menschen vertrauten ihm.

Er ging mit Opfern zu Gericht und beschützte sie, wenn sie sich aus dem Leben mit ihren Peinigern lösten. Er machte die Erfahrung, dass manche Menschen in Angst und Leid Ertrinkenden gleichen. Sie schlugen um sich, und wenn er sie weit draußen erreichte, musste er achtgeben, dass er nicht selbst absoff, wenn sie sich an ihn klammerten. Es gab Hilfe. Einmal im Monat sahen die Polizeipsychologen Supervision vor.

Benede schätzt Psychologen nicht besonders. Einmal, er war noch Ermittler, schickten die Vorgesetzten alle zu einer Schulung, Verhalten in Konfliktsituationen, Deeskalation rauf und runter. Wochen später erkannte Benede einen Referenten in der S-Bahn, als ein Rudel Jugendlicher laut Musik hörte. Der Mann ging hin und bat, die Musik leiser zu stellen. Sie musterten ihn und sagten: Was willst du, du Wichser? Der Mann verschwand ohne ein weiteres Wort im nächsten Wagen. Damit war er für Benede erledigt. Benede mag Menschen nicht, die es sich in Theorien gemütlich

machen und vor Taten scheuen. Alles Schwätzer. Aber die Supervision, die achtete er. Reihum erzählte jeder die Fälle, die ihn nachts jagten.

Es war ein Abend vor 14 Jahren. Eine Frau hatte die Polizei gerufen, ihr getrennt lebender Mann drohe ihr. Man positionierte zwei Zivilstreifen vor dem Mietshaus. Der Mann drang dann durch die Tiefgarage ein. Am Morgen bekam Benede den Fall auf den Schreibtisch, seine Kollegen schreckten davor zurück. In der spröden Sprache seines Amtes hatte er nun vertrauensbildende Maßnahmen anzusetzen und durchzuführen. Aber wie bildet man Vertrauen bei einem Buben, der nachts vom Lärm eines Streits erwacht, in die Küche tappt und seine Mutter tot sieht?

Die Erfahrungen bei K 314 verbinden Benede und seine Kollegen bis heute. Sie haben einen Verein gegründet, Polizisten, Rechtsanwälte, Pädagogen gemeinsam: „Weitblick Jugendhilfe e.V.“ Sie hatten den Traum, ein eigenes Jugendheim zu eröffnen, für Fälle, die sonst niemand aufnehmen will. Das Haus ist ein altes Hotel, das „Aurora“, im Osten Dachaus. Anfang des vergangenen Jahres haben sie aufgemacht. Jetzt leben 24 Kinder und Jugendliche dort, Benede ist fast jeden Tag nach dem Dienst da. Er sagt, wichtig sei Respekt. Seiner für sie. Ihrer für ihn. Der Rest ergebe sich dann. Er findet, Vertrauen könne man nicht bilden. Vertrauen wächst.

Um damals den Bub zu treffen, zog Benede zuerst seine Uniform an. Gewöhnlich trug er Zivil, wie bei der Kripo üblich. Wenn Kinder Opfer waren, nie. Sie fassten schneller Vertrauen, wenn er aussah wie ein Schutzmann. So holte er den Jungen ab. Es war Frühling. Sie bretteten im Streifenwagen mit Blaulicht nach Schwabing, Eis essen. Es war ein Anfang.

Als ein Jahr später der Prozess gegen den Mörder begann, wünschte der Junge, zwölf Jahre alt, jeden Tag dabei zu sein. Alle rieten ab. Benede setzte es durch. Er hatte den Jungen das Jahr über begleitet. Sie waren gemeinsam in Stadelheim gewesen, im Gefängnis, weil der Junge dem Vater eine Frage stellen wollte: Warum? Er hatte Benede gesagt, er müsse das tun. Als er als Zeuge aussagte, ragte er kaum über den Zeugenstand. Aber seine Stimme war fest. Das Urteil lautete lebenslänglich.

Nach dem Prozess erhielt Benede eine Einladung ins Jugendamt. Der Beamte dort war ein alter, kundiger Herr; Benede fragte sich, was der Kauz wollte. Der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Beamte brachte seinen privaten Tee mit ins Amt, seltene Sorten, aus denen er nun eine bedächtig aufgoss und Benede anbot. Benede ist privat eher ein Weißbier-Mann. Er wollte wissen, was los war.

Ob Benede sich vorstellen könne, ein Pflegekind aufzunehmen? Alex, der Bub aus dem Prozess, brauche ein Zuhause und kein Heim. Alex selbst habe Benede vorgeschlagen. Benede fragte, wie sich das Amt das bitteschön vorstelle. Er sei berufstätig. Er sei Single. Seine Abende ausgebucht. Ein Hund in der Wohnung. Schließlich sagte er, da müsse er mal eine Nacht drüber schlafen. Er wurde das Gefühl nicht los, dieser alte Herr wisse genau, wie seine Antwort ausfallen werde. Benede konnte nicht Nein sagen, nicht dazu.

Benede stammt aus den Bergen. Er ist am Großen Alpsee aufgewachsen, im Süden des Allgäus. Seine Mutter, eine Spanierin, arbeitete dort als Gastarbeiterin. Sie gab ihn fort, da war er vier. Seinen Vater kennt Benede nicht. Er kam zu den Nonnen der Dillinger Franziskanerinnen in Kalzhofen. Ihn packt inzwischen eine windstille Wut, wenn er im gleichen Augenblick, in dem er heutzutage offenbart, im Heim gewesen zu sein, die Gedanken der Menschen schier greifen kann, Ogottogott, im Heim!

Er mochte es dort. Sie lebten in kleinen Gruppen, immer ein gutes Dutzend Kinder und eine Schwester. Sie waren alle Mündel oder Waisen, aber die Schwestern achteten sie auf eine Art, die ihre Vergangenheit bedeutungslos machte. Sommers gingen sie schwimmen. Im Winter Skifahren, Nonnen voraus. Er war glücklich. Was immer geschah, die Schwestern waren da. Er besucht seine Nonne noch heute.

Als er älter wurde, hatten die Nonnen das Gefühl, er könnte jemand jenseits des Klosters brauchen. Sie fragten seine Lehrerin, eine warmherzige Frau, von der eine eindruckliche Kraft ausging. Als Kind hatte sie ihren rechten Arm verloren, seitdem schaffte sie im Leben alles mit links. Sie ist vor Kurzem gestorben. In einem Treffen vor ihrem Tod erinnerte sie sich, wie eigen Carlos war, ein Bub, unbeugsam, aber wie beflügelt. Sie mochte ihn. Sie, die kinderlos geblieben war, versprach als Firmpatin, an seiner Seite zu stehen. Bald nach der Firmung brach Benede nach München auf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

München war damals gerade erst geworden, was es lange nur vorgegeben hatte zu sein – eine Weltstadt. Es war das Ende der Siebziger, Olympische Spiele, die Weltmeisterschaft, die Stadt leuchtete. Carlos war 16. Er sollte Schuhverkäufer werden. Werktags wohnte er bei den Salesianern in Haidhausen. Am Wochenende fuhr er in sein Heim. Die Lehre stand er durch. Dann rackerte er. Abendschule, Oberschule und, unterstützt von seiner Patin, Hochschule. Er studierte Sozialpädagogik. Er lernte, wie amtlicherseits Menschen seiner Art zu handhaben waren: Bedarfsanalyse, Hilfeplanverfahren, Betreuungskonzept. Manchmal, wenn er zweifelte, sann er über das System nach, in dem er groß geworden war. Da die Kinder. Da die Nonnen. Das war keine Betreuung, das war bedingungsloser. Die Nonnen hatten ein Gelübde abgelegt, das sie an die Kinder band.

Seine Zweifel gingen vorbei. Er war jung, ein Stenz mit einer Gitarre. Das Leben lag vor ihm. Es dauerte Jahre, ehe er sich wieder an jene Gedanken erinnerte, in einer schlaflosen Nacht, nach einem Termin auf dem Jugendamt. Er, einen Ziehsohn?

Er rief seine Patin an. Sie wusste nicht, was sagen. Benede hatte nach seinem Eintritt bei K 314 begonnen, sich in seiner Freizeit um Jugendliche zu kümmern, die als schwer erziehbar galten. Aber nun sagte er, er wolle einen Ziehsohn aufnehmen. Ein Kind. Mit einer solchen Geschichte. Benede sprach kaum darüber, was er bei K 314 erlebte. So hält er es bis heute. Nur manchmal entfährt ihm etwas, ein Bruchstück. Die Socken, die ein Vater dem Sohn in den Mund schob, damit die Nachbarn keine Schreie hören. Die Finger einer sterbenden Mutter, die Sanitäter brechen mussten, weil sie ihr Kind im Angesicht des angreifenden Vaters so stark umklammert hatte. Benedes Patin hatte Sorge, wie viele Bruchstücke mehr er ertragen könne. Sie fürchtete, jetzt schultere er etwas, das seine Kräfte übersteigt. Aber sie kannte ihren Patensohn. Die Entscheidung war schon erkämpft. Schön, sagte sie. Ich werde Oma.

Am Anfang kam Alex nur an den Wochenenden zu Benede, eine Empfehlung des Amts, alles Schritt für Schritt. Aber schon nach wenigen Wochen entschieden die beiden, nun reiche es. Alex zog ein. Benede adoptierte ihn bald darauf. Es war Alex` Wunsch gewesen: Er wollte ein Benede sein. Es waren keine einfachen Zeiten. Es gab eine Frau damals, aber ein Arzt aus dem Amt hatte Benede gewarnt: Alex werde keine

Konkurrenz zu seiner toten Mutter zulassen. So war es. Vor eine Entscheidung gestellt, sagte Benede, er habe sich schon entschieden. Er war jetzt Vater.

Es war manchmal komisch. Er hatte nie einen Vater vermisst. Jetzt musste er einer sein. Alex spielte Fußball, bei den Löwen in Giesing, und er war gut. Als Alex größer wurde, tauchten Talentscouts auf. Das Angebot kam, ins Ausland zu wechseln, nach Italien. Alex war 16. Er wollte aufbrechen in die Welt, Profi werden, berühmt! Kommt nicht in Frage, entschied sein Vater. Nicht in dem Alter. Nicht ohne Abitur. Alex war außer sich. Heute spielt er neben seinem Studium in der Bayernliga, aus dem Ärmel seines Trikots ragt dann eine Tätowierung, *per aspera ad astra*, über raue Pfade zu den Sternen. Altlast aus seinem Latein-Leistungskurs.

Benedes Sohn bereitete sich damals auf das Abitur vor, als die Streifenwagen kamen und den Kleinen brachten. Alles war wieder da. Die Angst. Die Erinnerung. Aber er war nicht allein. Vater und Sohn sprechen nicht über diese ersten Tage oder die Zeit danach. Der Kleine gehört inzwischen zur Familie. Benede sagt, es laufe ganz gut. Sie haben ein Ritual, seine Söhne. Immer am Geburtstag ihrer Mütter fahren die beiden nach Sendling, auf den Friedhof, dort liegen sie. Eigentlich ist es Alex' Mutter allein, die Mutter des Kleinen ist im Ausland begraben. Sie haben sich deswegen ein Grab gesucht, das nicht mehr gepflegt wird. Das ist jetzt ihres. Sie schmücken es gemeinsam. Früher musste Benede mitgehen. Aber inzwischen besuchen die Brüder die Gräber ihrer Mütter auch ohne Vater, allein.